

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nrn. 14/15

13. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 31. Juli 1949

INHALT: Die Offensive des Panlawismus: I. Die Versöhnung zwischen dem Sowjetregime und der orthodoxen Kirche — Die Niederlage der antireligiösen Propaganda — Politische Hintergründe.

Die Wunder beim Auszug aus Aegypten: Geschichtlicher Hintergrund — Die religiöse Welt Aegyptens — Die Plagen über Aegypten.

Ueberwindung der Klassengesellschaft? (Zur sozialen Entwicklung in Deutschland): Die Klassengesellschaft — Der nationalsozialistische Fehlversuch — Nach dem Zusammenbruch — Ein neues Element: die Flüchtlinge? — Die Frage bleibt: Klassengesellschaft oder Berufsständische Ordnung?

Die Lage der Biologie in der Sowjetunion: Die Tagung der Lenin-Akademie — Der «Erfinder der wahren Vererbungsgesetze»: Mitschurin?

Ex Urbe et Orbe: Zur christlichen Verurteilung des Kommunismus — Die Reaktion der nichtkatholischen Presse — Ähnliche Verurteilungen — Gründe gegen und für das Dekret: das Zeugnis der Wahrheit — Die brennende Aktualität und frappante Wirkung des Dekrets.

Buchbesprechung: Du Bos. — Neuerscheinungen.

Die Offensive des Panlawismus

I.

Die Versöhnung zwischen dem Sowjetregime und der orthodoxen Kirche

Die stolzen Kathedralen, die hoch über die Mauern des Moskauer Kremls hinausragen, sind wie in tiefem Schweigen erstarrt. Innerhalb des hermetisch abgeschlossenen Regierungsbezirkes des gewaltigen Sowjetreiches sind sie zu Museumsobjekten geworden. Selbst der berühmte Turm «Iwan der Grosse», dessen überdimensionale Glocke einst nur einmal im Jahr, in der Osternacht, erklang, ist vollkommen verstummt. Das sichtbare historisch-architektonische Zentrum der pravoslawen Kirche hat schon längst aufgehört, wie früher «heilig» zu sein. Trotzdem besteht heute wiederum Verbundenheit zwischen dem Kreml und dem neu erstandenen Patriarchat von Moskau. Es ist eine weit engere Verbundenheit, als man für gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Natürlich ist es nicht eine religiöse, sondern eine rein politische Bindung.

Allgemein hat sich die unrichtige Meinung verbreitet, dass, als 1934 eine Art Friedensschluss zwischen dem Sowjetregime und der orthodoxen Kirche zustande kam, es sich dabei um ein bloss propagandistisches Manöver des Kremls gehandelt habe. Die meisten oberflächlichen Beobachter erklärten die damalige Umstellung in der Kirchenpolitik der Sowjets mit dem Wunsche Moskaus, einerseits im Ausland eine versöhnliche Stimmung zu schaffen (in Anbetracht der wachsenden deutschen Gefahr), andererseits die soziale Basis im Lande selbst vorübergehend zu erweitern. Das war jedoch absolut falsch. In Wirklichkeit hatte das Sowjetregime gerade in der religiösen Frage eine, für die Aussenwelt

allerdings beinahe unsichtbare, niederschmetternde Niederlage erlitten. Es war eine Niederlage, welche das Sowjetregime der Kirche gegenüber zum Einlenken zwang. In verschiedener Hinsicht trat dies in Erscheinung.

Ein Vierteljahrhundert einer so intensiven antireligiösen Propaganda, wie sie seit 1918 in Russland geführt wurde, einer so energischen Verfolgung der Geistlichkeit, eines so radikalen Entzuges aller materiellen Hilfsquellen der Kirche gegenüber hätte eigentlich zur Vernichtung der Kirchenorganisation und nach Meinung führender Sowjetleute zur vollen Glaubenslosigkeit der Massen führen sollen. Das war jedoch in keiner Weise der Fall, sondern schien nur so zu sein, solange der antireligiöse Kampf auf Hochtouren lief. Als aber gleichzeitig mit den Kämpfen im Dorf auch der Kampf gegen die Religion in etwa nachzulassen begann, wurde so gleich die Niederlage der Regierung der Orthodoxie gegenüber sichtbar. Das zunächst noch äusserst geringe Nachlassen des antireligiösen Druckes führte in der Osternacht des Jahres 1933 zu einem völlig unerwartet gewaltigen Zustrom der Massen zu den Gotteshäusern. Trotz langjähriger heftigster Verfolgung existierte die Religiosität immer noch als eine Massenerscheinung. Gleichzeitig wurde dabei auch offenbar, dass die Gläubigen, selbst materiell nichts weniger als auf Rosen gebettet, während der ganzen Zeit der Verfolgung die Geistlichkeit und die Kirche unterstützt und so materiell über Wasser gehalten hatten. So hatten die Gläubigen, als 1931 den Geistlichen die Einmietung in den staatlichen Wohnhäusern verboten wurde, die finanziellen Mittel und die freiwillige Arbeitsleistung aufgebracht, um für die hohen Hierarchen, aber auch für

einen Teil der niederen Geistlichkeit zum Teil recht bequeme Häuser zu bauen. Wie nun der offizielle Druck gegen die Kirche fühlbar abzunehmen begann, da meldeten sich sogar zahlreiche Jugendliche zu den überall wieder erstehenden Kirchenchören. Das hatte man im Kreml am wenigsten erwartet. Indessen musste der Kreml noch andere unangenehme Tatsachen zur Kenntnis nehmen. In den wiedererstehenden und halb geheim geführten Priesterseminarien in der Provinz mangelte es durchaus nicht an jugendlichen Anwärtern für den geistlichen Stand, obwohl dieser unter den gegebenen Umständen als ein materiell vollkommen aussichtsloser Beruf und immer noch als die direkte Anwartschaft auf das Martyrium erschien. Die antireligiöse Propaganda hatte also auch da, wo sie am intensivsten betrieben wurde, nämlich bei der Jugend, weitgehend versagt. Diese Wirkungslosigkeit der Gottlosenpropaganda konnte auf dem Lande schon früher immer wieder beobachtet werden. Wohl waren unter dem Druck der Behörden und der kommunistischen Organisationen in den Dörfern die Kirchen geschlossen, in den Bauernhäusern jedoch hingen die Heiligenbilder, die Ikonen, weiter an der Wand und die ewigen Lampen davor brannten ebenfalls weiter. Erst recht wurde die Niederlage der Regierung in ihrem Kampf gegen die Religion offenbar, als das Resultat der damaligen Volkszählung bekannt wurde. Auf den Zählbogen stand nämlich auch die Frage, ob man gläubig sei oder nicht. Vierzig Prozent der erwachsenen Bevölkerung bekannte sich als gläubig. Da jeder annehmen musste, dass dies Bekenntnis für ihn von Nachteil sein könnte, insbesondere wenn er Staatsangestellter war, musste man den Prozentsatz der Gläubigen noch viel höher ansetzen. Es hatte sich also herausgestellt, dass die Zahl der Gläubigen trotz allen Verfolgungen in der Zeit nach dem Zarismus keineswegs kleiner geworden war. Und diese Gläubigen mussten als weitaus entschiedener in ihrem Glaubensbewusstsein und als weitaus besser organisiert, als sie es zur Zeit der Zaren waren, eingeschätzt werden. Denn das Bekenntnis zur Religion war gegen früher mit vielen Nachteilen verbunden und bedingte grosse materielle Opfer, da die Gläubigen die Kirchen mit ihren freiwilligen Spenden unterhalten mussten.

Für den Kreml mag all das unerwartet gekommen sein, jedoch nicht für den unbefangenen Beobachter. Dieser konnte nämlich schon längst feststellen, dass die ganze antireligiöse Propaganda ein Stoss ins Leere war. Im Grunde genommen war es auch nicht so sehr eine antireligiöse, als vielmehr eine antiklerikale Propaganda. Eine solche musste jedoch gerade in Russland fehl schlagen. Denn auch im kaiserlichen Russland gab es Millionen von Menschen, die Gegner der kirchlichen Politik und der Geistlichkeit waren, trotzdem sie gläubig die Gebote der Kirche befolgten. Diese Feindschaft den Popen gegenüber war zum Teil auf die Tatsache zurückzuführen, dass sie Diener einer dem Staat hörigen Kirche waren, einer Kirche, die den Zaren und ein Regime unterstützte, die in steigendem Masse von der Mehrheit der Bevölkerung bekämpft wurden. Zum Teil war diese Feindschaft auch bedingt durch den kulturellen Tiefstand und die Lebensart der russischen Popenschaft.

Uebersehen wird meistens auch die folgende Tatsache: Die Leitung des «Bundes militanter Gottloser» ebenso wie die Leitung der antireligiösen Zeitungen und Zeitschriften befanden sich nur zum kleinsten Teil in der Hand von alten Bolschewiken, sondern wurden meistens von sogenannten «Fachleuten» geleitet. Diese aber waren meistens ehemalige Geistliche, welche die

Front gewechselt hatten, also Renegaten, eine Erscheinung, die es auch im alten Russland immer wieder gegeben hatte. Wenigstens unbewusst hatte es die Abkehr dieser Geistlichen von ihrer Vergangenheit nicht so sehr mit der Religion als solcher zu tun, als vielmehr mit einer Kirchenorganisation, von der sie sich irgendwie benachteiligt fühlten. Darum richtete sich ihre Propaganda zum weitaus grössten Teil gegen den Stand, dem sie früher angehört hatten, und nicht so sehr gegen die Religion als solche. Dazu kam noch ein weiteres. Hatten sie sich als Geistliche einst auf einem ausserordentlich tiefen Bildungsniveau befunden, so blieben sie dabei auch als antireligiöse Propagandisten. Sehr klar gelangte dies in den zu antireligiösen Museen verwandelten Kirchen und Kathedralen zum Ausdruck. Erwähnt sei nur die berühmte Isaak-Kathedrale in Leningrad mit ihrer wunderbaren Architektur und ihren weltberühmten und gewaltigen Säulen aus Malachit. Sie wurde zu einem antireligiösen Museum umgestaltet. Von der gewaltigen Kuppel hing ein riesiges Pendel, welches die Bewegung der Erde um die eigene Achse vorzudemonstrieren hatte. Dieses Pendel sollte gemäss der Inschrift den Beweis erbringen, dass die Religion nichts anderes als Aberglaube sei. Für den, welcher die physikalische Demonstration verstand, war das zweifelsohne eine höchst primitive und darum auch wirkungslose Propaganda gegen den Glauben. Für jenen, welcher die physikalische Demonstration nicht erfasste, war der Zusammenhang zwischen dem Pendel und der Religion erst recht nicht auffindbar. So verhielt es sich auch mit den übrigen «philosophischen» Beweisen gegen die Religion. Die weitaus grösste Mehrzahl der Ausstellungsobjekte war jedoch gegen den Klerus gerichtet, an dessen Kritik, wie bereits erwähnt, der russische Gläubige schon vor der Zarenzeit her weitgehend gewöhnt war. Da hingen die Orden und Medaillen, welche ehemalige zaristische Regimentspfarrer als Anerkennung für die Anfeuerung der Truppen im ersten Weltkrieg erhalten hatten. Da gab es Photographien, auf welchen Geistliche in vollem Ornat die Fahnen und die Geschütze der Truppen segneten. Da waren die Dokumente zu sehen, die bezeugten, wie die Geistlichkeit im ersten Weltkrieg Geld zur Anschaffung von Geschützen und Flugzeugen sammelte. Dadurch sollte eben die «Heuchelei» der Religion erwiesen werden.

In ihrer Primitivität standen diese antireligiösen Museen in einem krassen Gegensatz zu den Museen für religiöse Kunst. So befindet sich in der Nähe von Moskau das historische und hoch verehrte Kloster des heiligen Sergius. Es ist eine Stadt für sich. Das Kloster selbst für den Patriarchen schon ein einzigartiges architektonisches Museum. Dorthin hatte die Sowjetregierung die vielen Kostbarkeiten zusammengetragen, die den ist mit seinen katedralen Gebäuden und mit dem Haus Kirchen und Klöstern enteignet worden waren. So wurde das gewaltigste und reichhaltigste Museum für kirchliche Kunst geschaffen. Selbst Konstantinopel, der Sitz des ökumenischen Patriarchen und der Urquell byzantinischen Glaubens, besitzt keine solchen Schätze. Jeder Besucher wird, wenn er durch die Flucht der Säle schreitet und die Unzahl kunstvoller Ikonen, die herrlichen kirchlichen Geräte, die unübersehbare Ausstellung von Altardecken und Messgewändern und nicht zu vergessen die grosse Anzahl alter Handschriften sieht, vom Geiste und der Kultur der byzantinischen Kirche beeindruckt. Dagegen waren die sogenannten antireligiösen Museen klägliche und in keiner Weise überzeugende Machwerke.

Aus all diesen Gründen war der Zusammenbruch der antireligiösen Propaganda durchaus verständlich. Dazu

kam die *U n a u f s c h i e b b a r k e i t* d e s *F r i e d e n s s c h l u s s e s* mit der Kirche. Denn damals, 1933, suchte man auch einen Kompromiss mit der Bauernschaft. Ein solcher verlangte jedoch auch einen *Modus vivendi* mit der Kirche. Plötzlich wurden alle antireligiösen Museen in Museen «religiöser Kultur» oder der «Geschichte» umgenannt. Relativ schnell, wenn auch nicht auf einmal, wurde die Tätigkeit des «Bundes militanter Gottloser» eingeschränkt. Die aggressiven antireligiösen Zeitungen und Zeitschriften stellten ihr Erscheinen ein. Ein neues Verhältnis zwischen Kirche und Staat bahnte sich an. Seine Grundlage war natürlich kein geschriebener Vertrag, und doch wurde von beiden Seiten ein ungeschriebener Vertrag eingegangen. Sein Inhalt war im wesentlichen die beiderseitige Anerkennung der bestehenden Gesetze über die Religion. Der Staat erklärte sich nun gewissermassen bereit, das Gesetz über die Glaubensfreiheit korrekt anzuwenden. Die Kirche anerkannte dagegen die im Gesetz festgelegte Trennung zwischen Kirche und Staat und die damit gegebenen Beschränkungen der kirchlichen Tätigkeit. Dabei zeigte es sich bald, dass der Vertragsabschluss im Grunde genommen sich zugunsten der Kirche auswirkte. Die neue Verfassung des Jahres 1936 sah die bürgerliche Gleichberechtigung der Geistlichkeit vor, die ja bisher von allen bürgerlichen Rechten als «parasitär» ausgeschlossen war. Wenn auch unausgesprochen, so doch deutlich, anerkannte der Staat nun die Tätigkeit der Geistlichkeit als «nützlich» und «werktätig». Auch sonst brauchte die Kirche die Trennung zwischen Kirche und Staat nach den bisherigen historischen Erfahrungen nicht allzu tragisch zu nehmen. So mag es dem westeuropäischen Beobachter als eine schwere Belastung der Kirche erscheinen, dass in Russland der Religionsunterricht an Minderjährige verboten ist. Doch für die russische Wirklichkeit sieht dies ganz anders aus. Das ist eine Bestimmung, welche die Kirche durchaus kalt lässt und kalt lassen kann. Denn in Russland hat überhaupt nie ein schulmässiger Religionsunterricht im westeuropäischen Sinne bestanden. Es hat bis 1918 überhaupt keine Schul-

pflicht bestanden. Mehr als 90 Prozent der Bevölkerung besuchte keine Schulen und erhielt also auch keinen schulmässigen Religionsunterricht. Auch in der Kirche wurde ein solcher Unterricht niemals erteilt. Trotzdem hat sich die orthodoxe Kirche jahrhundertlang behauptet und ist mit der Bevölkerung aufs engste verwurzelt. Denn den notwendigen Religionsunterricht erteilten in Russland von jeher die Mütter und Grossmütter. So ist es auch im neuen Russland nach der Revolution geblieben. Die Mütter und Grossmütter lehren die Kinder beten, erzählen ihnen die biblische Geschichte. So wie sie es von ihren Müttern gelernt haben, lehren sie die Kinder das Ritual und die Gebräuche der orthodoxen Kirche.

Wohl verbietet die Sowjetverfassung auch die öffentliche religiöse Propaganda. Jedoch auch früher hat die orthodoxe Kirche, die stets eine Staatskirche war, im Grunde genommen nie Propaganda betrieben. Das tat für sie stets der Staat. So unwahrscheinlich es auch klingen mag, heute tut der Sowjetstaat dasselbe. Denn knapp nach der Versöhnung zwischen Kirche und Staat änderte sich auch die Innenpolitik der Sowjetregierung. Diese begann nämlich, in steigendem Masse nationalistisch zu werden. Man entdeckte wieder das Positive in der russischen Vergangenheit. Die Geschichte Russlands wurde damit wiederum patriotisch-nationalistisch betrachtet. Damit entdeckte die bolschewistische Geschichtsforschung auch wieder die grosse positive Bedeutung der Christianisierung Russlands. Ein Reihe historischer Persönlichkeiten wie der Fürst Alexander Wewski, von der russischen Kirche heilig gesprochen, wurden zu Helden der russischen Geschichte erhoben. In den Mittelpunkt der militärischen Propaganda trat ein Feldherr Suworow. Es liess sich in seiner Biographie nicht verschweigen, dass dieses Beispiel militärischer Tugend ein sehr frommer Pravoslawe war. So zeigte es sich, dass Russentum und Pravoslawie voneinander nicht zu trennen sind. Jedes Geschichtsbuch, jeder historische Roman, jede Aufführung einer russischen Oper wurde damit auch zur Propaganda für die russische Kirche.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wunder beim Auszug aus Aegypten

(Ein Deutungsversuch)

Der moderne Mensch gibt sich nicht mehr zufrieden mit blossen Tatsachen. Er sucht nach ihren Ursachen, nach ihrem Sinn und Zweck. Diese Einstellung wirkt sich notwendigerweise auch auf das Gebiet des Religiösen aus, und vor allem auf das Verständnis unserer Offenbarungsquellen. Der Mensch von heute lehnt die Wunder nicht von vorneherein ab. Er will aber den Zweck derselben kennen. Es ist nur zu begreiflich, dass gerade die Grosstaten Gottes, wie sie uns das Alte Testament berichtet, auf besondern Mangel an Verständnis stossen, wenn sie nicht zweckmässig und sinnvoll in den grossen Rahmen des göttlichen Heilsplanes eingereiht werden.

Sehen wir in den Plagen, die Gott über Aegypten sandte, um sein Volk vor dem Untergang zu retten, nur die Befreiung Israels als einzigen und hauptsächlichen Zweck dieser Naturkatastrophen, so werden wir diesen Kapiteln des Buches Exodus kaum jenen tiefen Sinn geben können, den der moderne Mensch erwartet, um diese Wunder gläubig anzunehmen. Der unmittelbare Zweck dieser gewaltigen Wunder ist wohl die Befreiung Israels aus der Knechtschaft Aegyptens. Beschränken wir uns

jedoch auf diesen einen Zweck, so ist kaum ersichtlich, oder doch nicht befriedigend erklärt, warum Gott diesen langwierigen Weg über die zehn Plagen Aegyptens wählte, um sich den starrköpfigen Pharao willfährig zu machen. Die durch Moses gewirkten Wunder hängen irgendwie in der Luft, ihre Notwendigkeit scheint zu wenig klar auf. Hierin mag mit ein Grund liegen für die Ungläubigkeit, der diese Wunder begegnen. Es stellt sich somit die Frage, ob die einseitige Darstellung dieser Grosstaten Gottes nicht vervollständigt werden könnte und sollte, indem ein höherer, wenn auch weniger unmittelbarer Zweck dieser Wunder in ihre Darlegung miteinbezogen würde. Diese Frage muss bejaht werden, denn das fordert der geschichtliche Hintergrund und die religiöse Welt Aegyptens von damals.

Geschichtlicher Hintergrund

Ueber vier Jahrhunderte hat Israel in der Fremde gelebt. Heute ist den Juden wohl eine starke Abgeschlossenheit gegenüber andern Völkern eigen, verbunden mit

einem ebenso starken Bewusstsein der Zusammengehörigkeit. Diese beiden Eigenschaften sind jedoch Produkte der späteren Geschichte dieses Volkes. Jakob kam mit seiner Familie nach Aegypten nicht als Fremdling, sondern als willkommener Gast, nachdem ihm durch seinen Sohn Joseph der Weg zum Phanao geebnet worden war. Es ist somit nicht anzunehmen, dass die Israeliten sich von den Aegyptern absonderten, wie dies die Juden heute von andern Völkern tun. Nicht einmal der Umstand, dass der Familie des Jakob ein bestimmter Distrikt in Aegypten zum Wohnsitz angewiesen wurde, gibt hierzu berechtigten Anlass. Keine völkische Minderheit wird auf Grund ihrer wirtschaftlichen und politischen Abhängigkeit den Kontakt mit dem Gastlande ablehnen können, wird daher auch immer dem kulturellen und religiösen Einflusse des Landes, in dem sie lebt, unterworfen sein. Vier Jahrhunderte vermögen zudem manchen Unterschied zu verwischen, eigene Ansichten und Gebräuche religiöser Natur auszumerzen oder sie gegen fremde unvermerkt auszutauschen.

Zwei Stellen aus dem Alten Testament sprechen positiv dafür, dass Israel diesem Nivellierungsprozesse tatsächlich zum Opfer gefallen ist: In Ex. 3, 13—15 spricht Gott zu Moses und gebietet ihm: «So sollst du zu den Israeliten sprechen: Der Ich-Bin hat mich zu euch gesandt. Du sollst den Israeliten verkünden: Der Herr, der Gott eurer Väter, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs hat mich zu euch gesandt.» Durch die Erinnerung an ihre Vorfahren soll Moses seinem Volke den wahren Gott wieder nahe bringen. Ex. 32, 1 zeigt, dass Israel kaum mehr eine Ahnung hat von Jahveh. Der Inbegriff Gottes ist für Israel ein goldenes Kalb, das ihm mehr bedeutet als der unsichtbare Gott, von dem Moses auf dem Sinai zur gleichen Zeit die Gesetzestafeln entgegennimmt. Diese traurige Verirrung Israels zeigt, dass es tatsächlich die niedrigsten Formen religiösen Kultus angenommen hatte, die bei den Aegyptern gebräuchlich waren.*) Wir werden daher die Rückführung Israels zum wahren Gottesglauben als ebenso wichtig wie seine Befreiung von der Knechtschaft Aegyptens betrachten müssen. Jahveh errettet ja Israel nicht um seiner selbst willen, sondern weil er dieses Volk zum Träger des wahren Gottesglaubens auserwählt hat. Von welchem Irrtum Israel zu bekehren ist, zeigt uns eine kurze Darlegung der ägyptischen Religion.

Die religiöse Welt Aegyptens

Wir können keinen Anspruch auf eine lückenlose Darstellung erheben, da hierfür die nötigen Unterlagen fehlen. Die theologischen Anschauungen in Aegypten, wie auch der religiöse Kult des Nillandes haben im Laufe der Jahrhunderte tiefgreifende Wandlungen erlebt. Diese Fährnisse haben vieles zerstört, manches verschleiert oder umgedeutet (o. O. S. 106, 109). Immerhin ist unsere Kenntnis der religiösen Welt Aegyptens doch genügend, um sie in die Interpretation dieser wichtigen Kapitel des Buches Exodus einzubeziehen.

Einige Hauptgottheiten beherrschen den ägyptischen Götterhimmel. Sie wechseln ihren Rang und ihren Namen im Laufe der Zeit zusammen mit den Herrschern des Landes. Je nachdem die Könige Ober- oder Unterägyptens die Vorherrschaft führen, erhalten auch ihre Götter (Schutzgötter der Könige oder ihrer Hauptstädte, o. O. S. 25) grössere Verbreitung und Verehrung. Den Ehrenplatz hält die Sonne inne. Bald ist es der Sonnengott Re, bald Atum, bald Horus, bald die weibliche Sonnengöttin Hator, die wir in den verschiedensten Darstellungen treffen, und um die eine grosse Variation von Göttersagen kreist. Ptah wird als Schöpfergott verehrt, wobei freilich der ägyptische Schöpfungsbericht in keiner Weise an die Erhaben-

heit des biblischen heranreicht. Diese grossen Gottheiten Aegyptens sind jedoch hauptsächlich die Götter der Priester und Tempel, die von den Herrschern des Nillales erhalten und mit unbeschreiblichem Reichtum ausgestattet wurden.

Neben dieser «offiziellen» Staatsreligion (o. O. S. 139), an der sich die breiten Volksmassen nicht besonders beteiligten, ausser etwa bei den sogenannten Jubiläen (hebr. Feiern zur dreissigjährigen Wiederkehr des Tages der Thronbesteigung des Königs oder seiner Erklärung zum Thronerben), spielen eine Reihe von niederen Gottheiten, die den Gegenstand der Volksfrömmigkeit bildeten, eine bedeutsame Rolle.

Begreiflicherweise nimmt der Nil eine besondere Stellung ein, ist er doch die Lebensader des Landes. Er figuriert nicht unter den grossen Gottheiten des Landes, jedoch wird er vom Volke viel verehrt. Besonders zur Zeit der jährlichen Ueberschwemmung wird ihm geopfert (o. O. S. 16). Neben dem Nil wird noch ein eigener Gott des Wassers verehrt, vor allem im Seelande des Fajum, Sobk, «der das Kraut auf den Ufern grünen lässt» (o. O. S. 44). Er wird dargestellt als Krokodil und gilt als der Sohn der Wassergöttin Neith. Die Wüste, und hier vor allem das Land Gessen, das sich vom Delta ostwärts gegen die Wüste erstreckt, haben ihre eigenen Gottheiten: Harsopa und Min. Wer die Karawanenstrasse nach Osten betrat, und sich in das unsichere Gebiet der räuberischen Trogodysten begab, empfahl sich vor Verlassen des Nillales dem Gotte Min. Da diese beiden Gottheiten als die Herren der Fremdländer (Wüste) gelten, erwartet man von ihnen auch Schutz gegen alle Gefahren und Schäden, die aus der Wüste kommen, wozu neben den Raubzügen der Wüstenstämme auch die Sandstürme und die wilden Tiere zu zählen sind. Diese Schutzgötter erklären sich aus der Tatsache, dass die Wüste für den Aegypten der Inbegriff des Todes war, infolge des Wassermangels und des Fehlens jeglicher Vegetation. Grosse Verehrung genoss ferner auch die Schutzgöttin Oberägyptens, Nechbet, die als Geier dargestellt wurde, wie auch die Schutzgöttin Unterägyptens, die schlangenförmige Buto (o. O. S. 32). Zum ägyptischen Pantheon gehören ferner eine Reihe heiliger Tiere: Die Kuh wurde als Himmelsgöttin verehrt, der Falke als Sonnengott, der Ibis als Mondgott; drei Tiere sind besonders verknüpft mit der Entstehung des Sonnengottes Horus, nämlich die Frösche, die Schlangen und die Kuh (vgl. Ex. 8, 22 und 32, 4, In diesen Tieren zeigt sich dem Volke die Gottheit lebendig. Sie sind dem einfachen Menschen verständlicher als die Götterbilder in den Tempeln, die er ohnedies nur selten zu Gesicht bekommt. Trotz der vielen Denksteine, durch die uns die Kenntnis solcher Tiergottheiten vermittelt worden ist, bleibt es meist ein Rätsel, in welchen Beziehungen sie zu den wirklichen Göttern gestanden haben. Erwähnung verdienen auch noch die beiden Gottheiten Bes und Toeris, die nach dem Volksglauben den Menschen vor allen schädlichen Einflüssen schützen sollten. Teilweise haben auch die grossen Götter des Landes beim Volke Eingang und Verehrung gefunden, wobei sie freilich ihre Stellung und Aufgabe wechselten. Neben dem volkstümlichen Gotte des Unwetters, Seth, gilt auch Amon als Beherrscher der Winde. Die militärischen Unternehmen des Landes sind dem Schutze des Seth und der Neith unterstellt. Osiris sorgt für das Wachstum und die jährliche Ueberschwemmung. Besondere Beachtung verdient auch der König in seiner Stellung als Halbgott und Göttersohn. Zwar werden ihm keine Tempel auf Erden erbaut, wenigstens nicht zu Lebzeiten. Sein Palast ist der Horizont, unter dem er als irdischer Sonnengott waltet und regiert. Eine Grabinschrift aus der Zeit der 12. Dynastie besagt allerdings, dass dem König göttliche Ehren erwiesen wurden. Er besass damals

sogar eine Vorrangstellung vor den Göttern des Himmels und der Erde. Unermüdlich preisen die Vornehmen jener Zeit den König und bekunden ihm göttliche Ehren.

Dies kurze Uebersicht des damaligen ägyptischen Götterhimmels zeigt, wie weit entfernt Israel vom wahren Gotte war, wenn es sich auch nur teilweise mit der ägyptischen Religion angefreundet hatte. Kraft dieser Aufgabe ist Israel sein Volk. Darum behütet er es wie seinen Augapfel, darum will er es befreien. Damit wird die Befreiung Israels zum sekundären, wenn auch unmittelbaren Ziele der Plagen, die Gott über Aegypten schickt, während die Belebung seines Glaubens an Jahveh zum Hauptziel wird, was in der Darlegung dieser Kapitel auch entsprechend hervorgehoben werden müsste. Die Verstocktheit des Pharao bildet den Anlass für diese Naturkatastrophen, die Jahveh als augenfälligen Beweis für die Nichtigkeit und Ohnmacht der ägyptischen Gottheiten benützt, um die Israeliten vom Unglauben zum Glauben zu führen. Wie hätte Jahveh seinem irreführten Volke die Augen besser öffnen können als durch diese gewaltigen, eindrucksvollen Naturereignisse, durch die das Herrschervolk im Niltale selbst in seiner Existenz bedroht wurde, während Israel in ebenso wunderbarer Weise verschont blieb. Nur solche Grosstaten, die Jahrhunderte hindurch im Volke unvergesslich weiterlebten, die von den Propheten immer und immer wieder erwähnt und besungen wurden, boten, menschlich gesprochen, einige Garantie, dass Israel sich zum Gott seiner Väter zurückfinden würde. Erst in diesem Lichte verstehen wir, dass diese Wunder eine Notwendigkeit waren. Im Hinblick auf das Ziel, das erreicht werden soll, sind sie gerechtfertigt. Sie sind gewaltig und doch nicht ungeheuerlich im Rahmen dieser Gesamtschau. Sie werden durch Moses gewirkt zur Bekehrung Israels einerseits, als letztem und höchstem Ziel, und zu seiner Befreiung andererseits als nächstem Ziele. So erhalten sie nicht nur einen tieferen Sinn, sondern sie gewinnen auch an innerer Glaubwürdigkeit und Erhabenheit, indem sie aus dem rein natürlichen heraus- und hinaufgehoben werden in die Sphäre des Religiösen. Sie sind der erste Bekehrungsversuch Gottes an seinem Volke.

Die Plagen Aegyptens

Streifen wir nun die einzelnen Plagen unter dem erwähnten Gesichtspunkte, so ist unverkennbar, dass diese Naturereignisse, die übrigens in ihrer Art in Aegypten keineswegs völlig fremd waren, äusserst geeignete Mittel darstellten, um die Achtung vor dem ägyptischen Pantheon bei den Israeliten zu vernichten.

Schon im Beglaubigungswunder (Ex. 7,8) werden zwei heilige Tiere ihres göttlichen Charakters beraubt, indem Moses seinen Stab in eine Schlange oder (das Hebräische «tannin» kann Schlange oder Krokodil bedeuten) in ein Krokodil verwandelt. Beides gibt zwar einen guten Sinn, und doch möchten wir Krokodil vorziehen, nicht nur weil dadurch das Beglaubigungswunder eindrucksvoller wird, sondern weil gerade die Krokodilsgötter in Aegypten eine grosse Rolle spielten. Ferner lassen Is. 51,9 und Ez. 32,2 (die beiden Stellen erinnern an dieses Wunder) darauf schliessen, dass es sich um etwas Ausserordentliches, etwas Gigantisches handelte.

Das Beglaubigungswunder des Moses, wie auch die beiden ersten Plagen, die Gott über Aegypten sandte, scheinen ihres Wundercharakters durch Ex. 7,11—7,22—8,3 entkleidet zu werden, weil die ägyptischen Zauberer, wie diese Stellen berichten, mit ihren Zauberkünsten dasselbe zustande brachten. Wie wir aus Ex. 8,14 erfahren, geben sich die ägyptischen Zauberer bei der Plage der Stechmücken vor dem Pharao selbst geschlagen angesichts des Scheiterns ihres Versuches, es auch hierin dem Moses

gleich zu tun. «Das ist Gottes Finger» (Ex. 8,15), gestehen sie vor dem Pharao. Wir brauchen an diesen ersten drei Wundern, die Gott durch Moses winkte, keinen Abstrich zu machen wegen der Künste dieser Zauberer.

Wenn die oben angeführten Stellen aus dem Buche Exodus auch sagen, die ägyptischen Zauberer hätten das gleiche zustande gebracht, so besteht doch, auf Grund der orientalischen Ausdrucksweise, die die Dinge so darstellt, wie sie äusserlich erscheinen, absolut die Möglichkeit, dass die ägyptischen Zauberer mit ihren Künsten eine Wirkung erzielt, die den Wundern des Moses äusserlich ähnelte. Da wir ferner wissen, dass solches Gauklerwesen in Aegypten weit verbreitet war, teils auch geübt wurde von der am Königshofe einflussreichen Priesterschaft der grossen Tempel, die vom Staate unterhalten wurden, so versteht es sich, dass Jahveh vorerst diese scheinbare Beziehung zwischen göttlichen Wesen und den Zauberern als eitlen Wahn beweisen will anhand des Versagens dieser Zauberer. Ihr Auftreten lässt sich daher sehr gut in den Gesamtplan Gottes, den er mit diesen Wundern bezweckt, einreihen. Wenn Jahveh das scheinbar übermenschliche Können dieser Zauberer zunichte macht, so zerschneidet er von Anfang weg diese unmittelbarste Bindung Israels an die ägyptischen Gottheiten. Damit wird psychologisch der Weg vorbereitet für die weitem Schläge, die nun folgen und sich direkt gegen die Nichtse Aegyptens wenden.

Nachdem die erneuten Vorstellungen beim Pharao erfolglos blieben, verwandelt Moses den Nil in Blut. Wir wissen, dass der Orientale die Dinge so darstellt, wie sie ihm erscheinen. Tatsächlich führt der Nil alljährlich rotgefärbtes Wasser, das wie Blut aussieht, doch vollzieht sich die Färbung nur allmählich. Das Wunderhafte besteht hier darin, dass die normale Veränderung des Nils nun plötzlich und auf Befehl des Moses eintrat. Wir stehen also vor einem Wunder quoad modum, nicht quoad substantiam, d. h. das durch Befehl Moses ausgelöste Naturereignis überschreitet die Grenzen der Naturgesetze nicht, wohl aber durchbricht Moses den Geltungsbereich der Naturgesetze durch die Art und Weise, wie er dieses Naturereignis eintreten lässt. Während sonst das Wasser trotzdem geniessbar war, indem es sich in den Kanälen langsam wieder klären konnte, war es nun durch die plötzliche Veränderung ungeniessbar, weshalb auch die Tiere darin zugrunde gehen. Damit war die Lebensader des Landes getroffen und zugleich auch die Stellung des Nil- und Wassergottes erschüttert, indem sich diese gegen Jahveh als machtlos erwiesen.

Auch die Froschplage lehnt sich an eine jährliche Erscheinung an. Der September ist die Zeit der Frösche im Nillande. Ob das ungeheuer zahlreiche Auftreten der Frösche begünstigt wurde durch die erste Plage, geht aus dem Berichte nicht hervor. Jedoch ist es nicht unwahrscheinlich, dass sich diese Tiere aus dem stagnierenden Wasser retteten. Jedenfalls kannte Aegypten ein solches Auftreten von Fröschen bisher nicht, das erschreckend in seinen Ausmassen wie auch in seinem plötzlichen Kommen und Verschwinden war. Die Zeit des Verschwindens war von Moses zum voraus fixiert. Dadurch werden die «heiligen» Frösche zum Unheile für das Land.

Noch gibt sich der Pharao nicht geschlagen. Da sendet Gott die Stechmücken über das Land, die plötzlich in Unmengen aus dem «Staube der Erde» (Ex. 8,12) auftauchen. Der Ausdruck «aphar» kann sowohl Staub wie Erde bedeuten. Beides gibt einen guten Sinn: Aus der «Erde», die nun voller Pfützen war, aus dem «Staube», d. h. den eingetrockneten Pfützen. Obwohl die Mücken immer gegen Ende der Ueberschwemmungsperiode auftauchen, so bleibt hier das Wunder, wegen der ungeheuren Anzahl und dem Auftreten auf Befehl des Moses. Wie dem Pharao ein wei-

teres Strafgericht angedroht wird, greift er zu einer List, indem er vorschlägt, die Israeliten sollten in Aegypten opfern. Da aber das Vieh den Aegyptern heilig war, denken wir vor allem an die Kuh als Himmelsgöttin, hiesse dies die Wut des ägyptischen Volkes zur Weissglut bringen (Ex. 8,22. Daher lehnt Moses ab.

So schickt Gott die Fliegen. Es ist nicht klar, ob es sich um eine bestimmte Art von Fliegen handelt, oder ob wir den Ausdruck für Fliegen als Sammelbegriff zu verstehen haben, was dann hiesse, dass eine Unmenge aller Art von Fliegen auftauchte. Diese Qual, die über die Aegypter allein hereinbricht, die Israeliten werden verschont, ereignet sich gerade zur Zeit, da die Felder bestellt werden sollten. Die Verunmöglichung dieser Arbeit stellt die Ernährung des Landes in Frage. Der natürliche Anlass dürften die verwesenden Frösche gewesen sein. Das Wunderhafte an dieser Plage zeigt sich vor allem auch darin, dass die Israeliten verschont bleiben. Da die Insekten bekanntlich Krankheitsträger sind, darf die nachfolgende Viehpest als natürliche Folge der Insektenplage angesehen werden. Und doch sticht auch hier das Wunderhafte klar genug heraus, denn der Gott Jahveh ist mächtig genug, sein Volk wiederum zu verschonen und die Pest in einem noch nie erlebten Ausmasse auftreten und auf seinen Befehl hin wieder verschwinden zu lassen. Die heilige Kuh bietet keinen Schutz gegen diese Tierplage.

Die Beulenplage werden wir uns am besten an Hand von Job. 2,7 und 4 Kg. 20,7 weiter verständlich machen, wohl als eitrige Geschwüre. Sie hat in den vorausgegangenen Wundern eine inadäquate natürliche Ursache, in den Insekten und der Viehpest, wobei vor allem die letztere als Ansteckungsherd für die Menschen betrachtet werden muss. Trotzdem liegt auch hier kein natürliches Ereignis vor, da der Russ, den Moses in alle Himmelsrichtungen streut, keine natürliche Ursache für diese Plage darstellt. Die Götter Bes und Toeris, unter deren Schutz das Volk sich wähnt, versagen.

Pharao ist noch immer nicht willfährig. In Ex. 9,12 und 10,27 wird sogar gesagt, dass Gott das Herz des Königs verhärtete. Wir dürfen uns hier nicht mit dem blossen Begriffe der Zulassung Gottes begnügen. Tatsächlich war die Natur dieser Ereignisse dazu angetan die hartnäckige Haltung des Pharao zu bestärken und ihn wirklich verstockt zu machen. Hierzu mag nicht zuletzt der Umstand beigetragen haben, dass die Naturkatastrophen, die über das Niltal hereinbrachen, teils natürlichen Charakter hatten, indem sie eben nicht schlechthin unbekannt Schicksalsschläge waren, so dass eine natürlich-rationalistische Interpretierung nicht ohne weiteres ausgeschlossen war.

Ende Januar, wie aus Ex. 10,31 zu schliessen ist (im Januar steht der Flachs in Aegypten in Blüte und die Gerste ist reif), schickt Gott den Hagel über das Land. Moses sagt ihn an für den morgigen Tag. König und Dienerschaft werden gewarnt, sich in Schutz zu begeben. Jahveh nimmt somit Rücksicht auf die Untertanen, deutet aber zugleich auch an, dass ein besonders schweres Strafgericht bevorsteht. Die Unnachgiebigkeit des Pharao veranlasst Jahveh, auch diese Plage über Aegypten zu senden. Weder Amon noch Seth (die Herrscher der Winde und Gewitterstürme) vermögen dieses Unheil fernzuhalten, noch können sie den Israeliten, die wiederum verschont bleiben, schaden.

Die achte Plage leitet Jahveh ein mit den Worten: Israel soll erkennen, dass ER der Herr ist. Dies ist die einzige Stelle, wo dieser Gedanke, dieser Plan Gottes, wie wir ihn anfangs aufzuzeigen suchten, ausgesprochen wird. In Ex. 10,1 wird zum ersten Male nicht mehr gesagt, Pharao und die Aegypter sollen erkennen, dass Jahveh der

Herr ist, sondern Israel soll zu dieser Erkenntnis kommen.

Der König ist bereits nachgiebiger geworden. Die Dienerschaft am Königshofe ist voller Schrecken und sie wird daher beim König vorstellig. So will der König denn die Männer ziehen lassen, während die Frauen, die Kinder und das Vieh zurückbleiben sollen, natürlich für weitere Sklavenarbeit. Nun bringt der Ostwind die Heuschrecken. Sie kommen somit aus der östlichen Wüste, fegen über das Land Gessen hinweg, ohne dort Schaden anzurichten. Die Wüstengötter Haropsd und Min erweisen sich als machtlos. Die Heuschrecken kommen und verschwinden. In gleich wunderbarer Weise benützt Gott den Ost- und Westwind für seine Zwecke. Der Wundercharakter dieser Plage zeigt sich vor allem auch darin, dass die Heuschrecken keine alljährliche oder häufige Erscheinung sind in Aegypten, wenn auch das Auftreten solcher Riesenschwärme im Niltale bekannt ist.

Noch war der Hauptgott, der Sonnengott, nicht getroffen. Da fegt der Ostwind Sand über das Niltal während drei Tagen und drei Nächten. Tiefe Finsternis legt sich über das Land. Einzig über den Behausungen der Israeliten strahlt die Sonne ungeschmälert. März und April sind bekanntlich zwei unterträgliche Monate in Aegypten wegen der Sandstürme.

Die neuen Zugeständnisse des Königs zeigen jedoch, dass dieser Sandsturm, der die Sonne tagelang verfinsterte, nicht als natürliches, jährlich wiederkehrendes Ereignis angesehen wurde. Deshalb ist Pharao nun bereit, auch die Frauen und Kinder ziehen zu lassen. Nur die Herden sollen zurückbleiben. Jahveh aber lässt nicht mit sich feilschen.

Das jähe Sterben der Erstgeborenen, angefangen vom Kronprinzen bis zum Sprössling des einfachen Mannes (sogar die Erstgeburt des Viehes wird hinweggerafft), zwingt den Pharao schliesslich zum bedingungslosen Nachgeben. Die Israeliten werden sogar aufgefordert, das Land zu verlassen. Wir schliessen aus der plötzlichen und vollständigen Gesinnungsänderung des Pharao mit Recht, dass dieses letzte Strafgericht etwas ganz ausserordentliches gewesen sein muss. Der hl. Text selbst gibt uns keinen Aufschluss über die eigentliche Ursache für den Tod der Erstgeburt. Auch die mannigfachen Erklärungsversuche vermochten bis heute den Grund für dieses Massensterben nicht aufzuhellen. Wir werden zwar, rückschliessend von der niederschmetternden Wirkung bei den Aegyptern, nicht mit Unrecht vermuten, dass Jahveh, der Herr über Leben und Tod, die unmittelbare Ursache war, was einem Wunder quoad substantiam gleich käme. Eine zwingende Notwendigkeit hierfür liegt freilich nicht vor. Andererseits muss mit der Möglichkeit gerechnet werden, dass auch hier eine natürliche Ursache, vielleicht als Resultante aus den vorausgegangenen Plagen, vorliegt, die das Massensterben verursacht, so dass auch dieses Wunder nicht über den Rahmen der neun vorausgegangenen hinausgeht. Die ungeheure Wirkung desselben werden wir uns einesteils daraus erklären, dass das menschliche Leben angetastet wurde, andererseits dürfte auch der Umstand entscheidend gewesen sein, dass der Aegypter das Werden des Menschen (seines Leibes und seines «ka» = Seele) in besonders enge Beziehung mit den lebenspendenden Göttern brachte, so dass hiermit eine der lebensnahen religiösen Auffassungen zunichte gemacht wurde.

Endlich ist Israel frei, und folgt dem Moses in die Wüste. Hinter sich lässt es eine Welt zertrümmerter Götterbilder zurück. Das Szepter, das die

Pharaonen vier Jahrhunderte über Israel geführt, geht an Moses, den Diener des einen wahren Gottes über. Das gewaltige Drama, das sich vor den Augen Israels abgespielt, hat offenbar seine Wirkung nicht verfehlt, sonst wäre das Volk dem Moses nicht gefolgt. Allerdings ist die Bekehrung nicht von allzu nachhaltiger Wirkung, wie die spätern Begebenheiten während der Wüstenwanderung zeigen. Aber es ist die

Voraussetzung geschaffen für die weitere Belehrung und Bekehrung Israels. Begreiflicher wird auch, warum das auserwählte Volk nicht auf dem kürzesten Wege ins verheissene Land ziehen konnte, sondern erst in der Abgeschlossenheit und Einsamkeit der Wüste seinen Gott kennen lernen muss, dem es zur Verwirklichung seines Heilsplanes dienen soll. f. r.

Ueberwindung der Klassengesellschaft?

(Zur sozialen Entwicklung in Deutschland)

Die Klassengesellschaft

Die Enzyklika «Quadragesimo anno» zeichnet das Bild der kapitalistischen Klassengesellschaft: die einstmals reich gegliederte menschliche Gesellschaft in Auswirkung des individualistischen Geistes und der von ihm beherrschten liberal-kapitalistischen Wirtschaft entgliedert, zersetzt, auseinander geschichtet in die beiden Schichten des Produktionsmittelbesitzers («Kapitalisten») und der produktionsmittelentblösten Nurlohnarbeiter («Proletarier»), diese beiden als Arbeitsmarktparteien machtmässig organisiert auf dem Arbeitsmarkt einander gegenüberstehend und so der Arbeitsmarkt selbst den Mittelpunkt der menschlichen Gesellschaft bildend. Wir alle wissen, dass in diesem Bild sehr viele und sogar recht wichtige Züge weggelassen sind, um mit ganz wenigen kräftigen Strichen ein bewusst grob vereinfachendes Bild zu zeichnen, das in dieser seiner Vereinfachung die wirklich entscheidenden Züge ins Auge springen lässt. Hier und da hat man geglaubt, dieses Bild der um den Arbeitsmarkt zentrierten kapitalistischen Klassengesellschaft vereinfache nicht nur, sondern vergewaltige die Wirklichkeit; die soziale Lage auch der ausgesprochenst industriekapitalistischen Länder lasse sich ohne Vergewaltigung auf dieses einfache Schema nicht bringen. Das Schema der um den Arbeitsmarkt zentrierten kapitalistischen Klassengesellschaft möge ein didaktisch und heuristisch höchst wertvolles Denkmodell sein, aber es sei eben auch nur ein Modell (ähnlich etwa wie die Marktform der vollständigen Konkurrenz zwar eine für didaktische Zwecke völlig unentbehrliches Modell sei, während es in Wirklichkeit noch niemals eine vollständige Konkurrenz gegeben habe noch auch geben könne, die Wirtschaft vielmehr mit einer unübersehbaren Zahl natürlicher und darum unaufhebbarer Monopole durchsetzt sei).

Gleichviel nun, ob der Papst das Bild der um den Arbeitsmarkt zentrierten kapitalistischen Klassengesellschaft als zwar grob vereinfachende Zeichnung der gegenwärtigen sozialen Wirklichkeit oder mehr als eine solche Art Denkmodell vorzulegen beabsichtigte, sicher ist, dass es die soziale Lage, wie sie zur Zeit des Erscheinens der Enzyklika in Deutschland bestand, sehr treffend kennzeichnet. Selbstverständlich gab es auch in Deutschland 1931 nicht bloss Kapitalisten und Proletarier, gab es vielmehr noch einen zahlreichen Mittelstand sowohl in der bäuerlichen Bevölkerung als im Handwerk und Kleingewerbe und im Handel, gab es überdies zahlreiche Menschen in selbständiger freiberuflicher Tätigkeit und gab es eine sehr beträchtliche Zahl von Menschen, die in öffentlichen Diensten stehend zwar Gehaltsempfänger waren und so nach der französischen Terminologie zum «salarariat» zählten, die aber

in jeder Hinsicht dem Mittelstand näher standen als der proletarischen Lohnarbeiterschaft, die insbesondere an der vom Papst als für die proletarische Lebenslage besonders kennzeichnend herausgestellten Daseinsunsicherheit (Q. a. n. 61) durchaus nicht teilnahmen, sondern auf Grund ihres gesetzlich verbrieften Anspruchs auf Ruhegehaltsbezüge und Hinterbliebenenfürsorge bei verhältnismässig geringem Einkommen eine so vollkommene Daseinssicherung genossen wie kaum irgendwelche anderen Volkskreise.

Nichtsdestoweniger muss gesagt werden, dass das in der Enzyklika gezeichnete Bild der kapitalistischen Klassengesellschaft die soziale Lage in Deutschland 1931 so treffend wie überhaupt nur möglich kennzeichnete. Der soziale Prozess und die soziale Dynamik spielten so gut wie ausschliesslich in der Auseinandersetzung der machtmässig organisierten Arbeitsmarktparteien. Die Weimarer Verfassung vom 11. 8. 1919 anerkannte diese Sachlage dadurch, dass sie in ihrem Katalog der sogenannten Grundrechte der Deutschen alle Grundrechte (z. B. Eigentum, Vertragsfreiheit, Freizügigkeit usw.) mit dem sog. Gesetzesverbot («nach Massgabe der Gesetze») gewährleistete mit einer einzigen Ausnahme: das Grundrecht der Koalitionsfreiheit, der Freiheit, zur Wahrung der Interessen auf dem Arbeitsmarkt sich zusammenzuschliessen, unterlag dieser Einschränkung nicht. Es war das einzige Grundrecht, dessen nähere Umschreibung und damit Begrenzung dem Gesetzgeber entzogen war, indem es ohne jede Einschränkung unmittelbar durch die Verfassung gewährleistet wurde. Formell war im Weimarer Staat (1919–1933) der Reichstag Träger der Souveränität, materiell aber waren es die organisierten Arbeitsmarktparteien, die Arbeitgeber- und Arbeitnehmer-Verbände.*) Formell sind die Geschehnisse Deutschlands in den Jahren 1919–1933 durch die im Reichstag vertretenen politischen Parteien gelenkt worden, materiell war es in hohem Grade der Einfluss der organisierten Arbeitsmarktparteien, der Arbeitgeber- und Arbeitnehmer-Verbände, der das Verhalten und die Entschliessungen der politischen Parteien bestimmte. Entsprechend den wirtschaftlichen Wechsellagen (Konjunkturen) war auch der Arbeitsmarkt bald sellers' market, bald buyers' market, war bald die eine, bald die andere Arbeitsmarktpartei in der Vorhand. Die je-

*) Einen gemeinsamen Namen für beide — ähnlich wie das französische «syndicat» — besitzt die deutsche Sprache nicht. Wir können sie nur als «Tarifparteien» bezeichnen, weil sie die Kontrahenten der Tarifverträge (Gesamtarbeitsverträge) sind und gesetzgeberisch genaue Festlegungen getroffen sind, welchen Erfordernissen eine Organisation genügen muss, um «tariffähig» zu sein.

weils herrschende Arbeitsmarktpartei beherrschte weitgehend auch die politische Konstellation, beeinflusste zum mindesten in sehr hohem Grade die Wirtschafts- und Sozialpolitik, ebenso die Finanzpolitik und bei deren infolge der Reparationen damals sehr engen Verflochtenheit mit der Aussenpolitik auch die letztere in recht merklichem Grade.

Vielleicht auf kein Land der Welt passte das in der Enzyklika «Quadragesimo anno» gezeichnete Bild der um den Arbeitsmarkt zentrierten kapitalistischen Klassengesellschaft so vollkommen wie auf das Deutschland der Jahre 1919–1933.

Der nationalsozialistische Fehlversuch

Zwanzig Monate nach dem Erscheinen der Enzyklika «Quadragesimo anno» kam es in Deutschland zur sog. Machtergreifung des Nationalsozialismus. Zwanzig Monate waren eine viel zu kurze Zeit, als dass währenddessen die Enzyklika bereits nennenswerte Auswirkungen in Deutschland hätte erzielen können. Mit der «Machtergreifung» aber hörte jede Möglichkeit auf, im Sinne der Enzyklika praktische Arbeit zu leisten. Es dauerte nicht lange, bis es sogar unmöglich gemacht wurde, auch nur theoretisch die Gedanken der Enzyklika zu erörtern.

Der Nationalsozialismus glaubte es besser zu wissen als der Papst. Der Papst zeichnete das Bild der um den Arbeitsmarkt zentrierten kapitalistischen Klassengesellschaft, nahm diese als die gegebene Sachlage und wies die Wege, um von dieser tatsächlich bestehenden Sachlage ausgehend zu einer grundsätzlich anders aufgebauten Gesellschaft zu gelangen. Auch der Nationalsozialismus lehnte die kapitalistische Klassengesellschaft als eine gesellschaftliche Unordnung ab. Bei ihm aber bedeutet diese Ablehnung, dass er das Bestehen der kapitalistischen Klassengesellschaft überhaupt nicht anerkannte (Tatsachen, die ihm nicht passten, wurden einfach nicht als Tatsachen anerkannt). Er verfügte kurzerhand, eine kapitalistische Klassengesellschaft gibt es nicht: Klassenlage, Klassenkampf und kapitalistische Klassengesellschaft sind Ausgeburten eines jüdischen Hirns, des Juden Karl Marx. Also ist nicht nur der Klassenkampf verwerflich, sondern es gibt keine Klassen und keine Klassengesellschaft, sondern nur eine «Volksgemeinschaft». Es gibt auch kein Arbeitsvertragsverhältnis, keinen Arbeitsmarkt, sondern nur einen Arbeitseinsatz.

Da auch wir Katholiken den Klassenkampf ablehnen und die menschliche Arbeit nicht als eine Marktware ansehen, also auch gegen den Begriff des Arbeitsmarktes gewichtige Einwendungen zu erheben haben, war diese Haltung des Nationalsozialismus verführerisch, und schlecht unterrichtete Katholiken liessen sich täuschen. Hätten sie «Quadragesimo anno» studiert und sich den Unterschied zwischen dem vom Klassenhass und Klassenneid getragenen Klassenkampf («classium pugna») und der vom ernsthaften Willen, einen unhaltbaren Zustand zu überwinden und eine richtig geordnete Gesellschaft aufzubauen, getragenen Klassenaussensetzung («classium disceptatio») klar gemacht, so würden sie erkannt haben: der Papst, der die Tatsache der Klassengesellschaft und die Notwendigkeit, im Wege der Klassenaussensetzung sie zu überwinden, anerkennt, ist realistisch; der Nationalsozialismus dagegen, der die Klassengesellschaft einfach als Hirngespinnst bezeichnet und wegdekretiert, der darum auch die Notwendigkeit nicht sieht,

sie im Wege der Klassenaussensetzung zu überwinden, sich infolgedessen unter Klassenaussensetzung nichts denken kann und sie mit dem Klassenkampf zusammenwirft und verdammt, ist utopistisch.

Aber der Nationalsozialismus verfügte über die Macht, und er hat diese Macht rücksichtslos eingesetzt, um die Klassengesellschaft nicht etwa zu überwinden, sondern um sie niederzutrameln, platt zu walzen, in Grund und Boden zu stampfen. Sehr bald nach der Machtergreifung wurden die Arbeitgeber- und Arbeitnehmer-Verbände aufgelöst und ihr Vermögen auf die «Deutsche Arbeitsfront» übertragen, jenes so eigenartige und befremdliche Mammutgebilde, mittelst dessen der Nationalsozialismus die Soziale Frage zu lösen gedachte oder vielmehr: innerhalb dessen er die Soziale Frage restlos gelöst glaubte.

In den 12 Jahren 1933–1945 war die Klassenaussensetzung still gelegt. Die Organisationen der Arbeitsmarktparteien bestanden nicht mehr. Es konnte so scheinen, als ob die kapitalistische Klassengesellschaft tatsächlich zu bestehen aufgehört hätte: irgendwelche Lebenszeichen gab sie nicht mehr von sich. Die Situation, auf die «Quadragesimo anno» 1931 abzielte und die damals zum mindesten in Deutschland vollkommen zutraf, bestand entweder nicht mehr oder war jedenfalls nicht mehr aktuell. Für die Lage, wie sie in Deutschland unter der Herrschaft des Nationalsozialismus bestand, war die Enzyklika «Quadragesimo anno» nicht nur nicht aktuell, weil es nicht möglich war, in ihrem Sinne zu wirken oder auch nur zu reden oder zu schreiben, sondern die Enzyklika erschien absolut, zugeschnitten auf eine Welt, die nicht mehr bestand oder von der man zum mindesten nichts mehr hörte und nichts mehr sah.

Nach dem Zusammenbruch

Mit ungeheurer Spannung musste man daher dem Augenblick entgegensehen, wo der Zusammenbruch des Nationalsozialismus offenbaren würde, ob es dem Nationalsozialismus wirklich gelungen sei, die kapitalistische Klassengesellschaft auszuräumen und damit die ganz und gar auf diese kapitalistische Klassengesellschaft zugeschnittene Enzyklika für Deutschland antiquiert, obsolet zu machen. Wie würde die soziale Lage in Deutschland nach dem Zusammenbruch aussehen?

Inzwischen haben wir den Zusammenbruch des Nationalsozialismus erlebt, und es bedurfte gar nicht der seither verflossenen 4 Jahre, um die damals uns mit solcher Spannung erfüllende Frage mit voller Sicherheit beantworten zu können. Das nationalsozialistische Regime war noch kaum zusammengebrochen, als bereits die von ihm niedergetrampelte, platt gewalzte, in Grund und Boden gestampfte kapitalistische Klassengesellschaft sich wieder erhob und von einigen, durch die grundlegend veränderten Umstände bedingten Abweichungen abgesehen genau so weiter agierte, als ob nichts geschehen wäre. Der Nationalsozialismus war vollkommen unrealistisch gewesen, und die scheinbar antiquierte und obsolet gewordene Enzyklika war auf einmal wieder so aktuell und modern wie am 15. 5. 1931.

Diese Erscheinung ist um so bemerkenswerter, als die Voraussetzungen für die Auferstehung der kapitalistischen Klassengesellschaft 1945 ausgesprochen ungünstig lagen. Die Besatzungsmacht gestattete zwar sehr bald die Wiedererrichtung der von den Nazi aufgelösten Gewerkschaften. Immerhin bestanden schon

hier gewisse Schwierigkeiten, da die Gewerkschaften nicht in der Gestalt wieder erstanden, wie sie vor 1933 bestanden hatten. Die angelsächsischen Besatzungsmächte brachten ihre Vorstellungen vom Gewerkschaftswesen mit, die sich äusserlich mit der sowjetischen Auffassung von der Einheitsgewerkschaft zu decken schien. Während vor 1933 in Deutschland Gewerkschaften dreier «Richtungen» nebeneinander bestanden, die «freien», tatsächlich sozialistischen Gewerkschaften mit der weitaus grössten Mitgliederzahl in der Arbeiterschaft (nicht in der Angestelltenschaft!), die sog. christlichen (d. i. christlich-interkonfessionellen) Gewerkschaften und die sog. Hirsch-Dünker'schen (liberalen) Gewerkschaften, wurde jetzt das Prinzip der weltanschaulich und politisch «neutralen» Gewerkschaft proklamiert und demgemäss nur eine Gewerkschaft für jeden Fachbereich errichtet. Das bedeutete für Deutschland etwas völlig Neues. Die tatsächliche Verwirklichung entsprach wohl nicht ganz dem Bilde, das die angelsächsischen Besatzungsmächte sich gemacht hatten. Immerhin aber war die gewerkschaftliche Lage für den deutschen Arbeiter so verändert, dass man wohl mit der Möglichkeit rechnen konnte, dieser ihm ungewohnte Gewerkschaftstyp werde ihn fremdartig anmuten, so dass die neuen Gewerkschaften mangels ausreichender Unterstützung seitens der deutschen Arbeiterschaft nicht recht lebensfähig sein würden. Ganz im Gegenteil aber zeigte sich, dass die neu erstandenen Gewerkschaften vom ersten Augenblick an lebensfähig waren. Eine ausreichende Zahl alter, erfahrener Gewerkschaftsfunktionäre aus der Zeit vor 1933, namentlich aus den Reihen der einstigen «freien», aber auch der christlichen Gewerkschaften griff den Gedanken der Einheitsgewerkschaft mit innerer Zustimmung auf und nahm die Zügel der Leitung in die Hand. Die gewerkschaftliche Tätigkeit lief sofort wieder an — in der Hauptsache in den alten Bahnen wie vor 1933. Und dies, obwohl die sachlichen Voraussetzungen dafür nicht gegeben zu sein schienen.

Es fehlte nämlich der Gegenspieler, mit dem die Klassenauseinandersetzung hätte geführt werden können. Die Wiederrichtung der Arbeitgeberverbände wurde von der Besatzungsmacht vorerst nicht gestattet. So war also nur die eine Arbeitsmarktpartei machtmässig organisiert, die andere dagegen nicht. Noch mehr: während die alten Funktionäre der Gewerkschaften, soweit sie die Nazizeit überlebt hatten, in die Leitung der neuen Gewerkschaften eintraten, befanden die führenden Männer der Arbeitgeberseite sich als wirkliche oder vermeintliche Kriegsverbrecher in Haft. Eine nicht unbeträchtliche Zahl gerade der grössten Unternehmungen wurde von Ersatzleuten, zum Teil durch von der Besatzungsmacht eingesetzte Treuhänder, verwaltet. Gerade in so gewichtigen Gewerkschaftszweigen wie dem Bergbau und der eisenschaffenden Industrie war die ganze Garnitur der führenden Männer ausgewechselt, der «kapitalistische» Unternehmer weitgehend durch behördliche Institutionen ersetzt. Man hätte also meinen können, bei dieser Sachlage sei die Wiederaufnahme der Klassenauseinandersetzung gar nicht möglich, weil es den Gewerkschaften an einem Gegenüber, einem Widerpart, fehle.

Dazu kam noch ein anderes. Die von den Nazi eingeführte Arbeitspflicht wie auch der Lohnstopp blieben aufrecht erhalten. Was sollten die Gewerkschaften also tun, wenn sie weder Lohnforderungen erheben noch zu deren Durchsetzung in den Streik treten durften? Trotzdem hatten die Gewerkschaften grossen Zulauf und entwickelten sich bald zu einem ähnlichen Machtfaktor im öffentlichen Leben, wie sie vor 1933 gewesen waren. In dem Masse, wie die Lohnfrage auf sich beruhen musste, wur-

den die andern gewerkschaftlichen Forderungen in den Vordergrund gestellt, vor allem die grundsätzlichen Fragen des Mitbestimmungsrechts der Belegschaften in den Betrieben sowie der Sozialisierung. Gerade diese Fragen aber sind Kernstücke der Klassenauseinandersetzung. So war dieser Vorstoss ins Grundsätzliche nur dazu angetan, die Bedeutung der Gewerkschaften zu erhöhen. An allen sozialpolitischen Erörterungen der Zeit seit 1945 haben die Gewerkschaften teilgenommen und ihr Gewicht in die Waagschale geworfen. Ungeachtet einer Weltkatastrophe, die sich inzwischen zugetragen hatte, wurde die Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit 1945 an der Stelle wieder aufgenommen, wo sie 1933 gewaltsam beendet worden war. Keine der 1933 offenen Fragen hatte sich erledigt, geschweige denn, dass sie eine Lösung gefunden hätte. Die soziale Lage in Deutschland nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus war genau diejenige, die vor der Machtergreifung bestanden hatte. Die Lage entsprach noch oder wieder genau dem in der Enzyklika «Quadragesimo anno» gezeichneten Bild. Es ist daher nicht von ungefähr, dass die während der Nazizeit in Deutschland fast vergessene, jedenfalls totesgeschwiegene Enzyklika jetzt allgemein in Deutschland grosse Beachtung findet.

Ein neues Element: die Flüchtlinge?

Indessen ist ein umwälzendes Ereignis eingetreten, das vielleicht imstand gewesen wäre, eine so grundlegende Veränderung der Verhältnisse herbeizuführen, dass man in Deutschland nicht mehr von einer Zweiteilung in die beiden Klassen der Kapitalisten und der Proletarier hätte sprechen können. Das ist der Einstrom der Millionen Flüchtlinge aus den Ostgebieten, verbunden mit der Entwurzelung und Verarmung der Ausgebombten. Diese Menschen passen in das Schema der kapitalistischen Klassengesellschaft nicht hinein. Dass sie keine «Kapitalisten» sind, bedarf keiner Ausführungen. Sie sind aber auch keine «Proletarier». Proletarier ist derjenige, der ohne Existenzsicherung durch Eigentum seine Existenz hat durch Arbeit an fremden Produktionsmitteln, im allgemeinen im Lohnarbeitsverhältnis, in der Agrarwirtschaft manchmal auch im Pachtverhältnis. Der Lohnarbeiter und der kleine landwirtschaftliche Pächter haben eine Existenz; was ihnen fehlt, ist die Existenzsicherung. Sie sind darauf angewiesen, eine Arbeitsstelle oder eine Pachtstelle zu finden. Sie haben keine Sicherheit, die gefundene zu behalten. Die einströmenden Flüchtlinge dagegen — und dasselbe galt von zahlreichen Ausgebombten — hatten keine Existenz. Sie bildeten keine proletarische Klasse, sondern waren einfach «Deklassierte», Menschen, die nur andern im Wege standen und sich selbst als völlig überflüssig auf der Welt vorkommen mussten. Der Umstand, dass die ortsansässige und nicht ausgebombte Bevölkerung, von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, den Flüchtlingen eine sehr wenig menschliche — von «christlich» gar nicht zu reden! — Haltung entgegenbrachte, musste das noch verschärfen. Anfangs bestand zudem der Eindruck, die Millionenmasse der Flüchtlinge setze sich zusammen aus lauter Menschen, die sich selbst nicht helfen konnten: Greise, Frauen und unmündige Kinder; die arbeitsfähigen Jahrgänge der Männer fehlten gänzlich, selbst diejenigen der Frauen waren schwach besetzt. Eine Eingliederung der arbeitsfähigen Menschen in den Arbeits- und Produktionsprozess erwies sich als nahezu unmöglich, denn die Flüchtlinge mussten dort untergebracht werden, wo sich noch Wohnraum für sie frei machen liess, also ganz überwiegend auf

dem Lande, wo es an Arbeitsgelegenheit fehlte; in den Städten und Industriegegenden, wo Arbeitsgelegenheit bestand, fehlten die Unterbringungsmöglichkeiten. (Am stärksten mit Flüchtlingen belegt wurde das Land Schleswig-Holstein; gerade dieses Land aber kann den Flüchtlingen die wenigsten Arbeitsgelegenheiten bieten.)

So stand man eine Zeitlang unter dem Eindruck, an die Stelle der alten Zweiteilung in produktionsmittelbesitzende Kapitalisten und produktionsmittelentblösste Proletarier sei eine andere Zweiteilung getreten: in solche, die noch etwas haben, und solche, die nichts mehr haben. Dabei gehörten die bisherigen Angehörigen des Proletariats, soweit sie noch eine halbwegs wohnliche Unterkunft und einigermaßen ausreichenden Hausrat nebst Kleidung besaßen und durch ihre Arbeit ihren Lebensunterhalt verdienten, zur Gruppe derer, die noch etwas hatten, während die Flüchtlinge und Ausgebombten, denen es an allem fehlte und die keine Gelegenheit fanden, durch Arbeit ihren Lebensunterhalt zu verdienen, die gesellschaftliche Grossgruppe derer bildeten, die nichts mehr hatten. Zweifellos hat sich eine sehr ernst zu nehmende Spannung zwischen «Altbürgern» (auch der ortsansässige proletarische Arbeiter zählt in diesem Sinne zu den «Altbürgern») und Flüchtlingen oder «Neubürgern» gebildet. Wenn man aber zeitweilig glauben mochte, diese neue Klassenschichtung habe die alte Klassenschichtung der kapitalistischen, um den Arbeitsmarkt zentrierten Klassengesellschaft abgelöst, so hat sich das als Irrtum erwiesen. Sie ist bis zu einem gewissen Grade neben die alte getreten, hat diese aber nicht verdrängt. Im Gegenteil: die neue Zweiteilung in Altbürger = solche, die noch etwas haben, und Neubürger = solche, die nichts mehr haben, beginnt bereits merklich sich aufzulösen. Die Zusammensetzung der Flüchtlingsmassen sieht heute bereits wesentlich anders aus als 1945/46. Der erste Eindruck war zu ungünstig. Unter den Flüchtlingen befinden sich doch viel mehr lebensstüchtige, arbeitsfreudige und arbeitsfähige Menschen, als man zuerst gesehen hatte. Die Rückkehr der Kriegsgefangenen hat zudem die Zusammensetzung, wie der Gesamtbevölkerung, so auch der Flüchtlingsmassen zum Guten verändert. Ganz überraschenderweise hat die Statistik sogar ergeben, dass die Zusammensetzung der Flüchtlinge sowohl nach Altersaufbau als nach dem Geschlecht günstiger ist als die Zusammensetzung der Stammbevölkerung. Ein beträchtlicher Teil der Flüchtlinge ist inzwischen ins Wirtschaftsleben wieder eingliedert; nicht wenige haben es sogar wieder zu einer selbständigen Existenz gebracht. Die Zahl der Beschäftigten in Westdeutschland insgesamt in den ersten Monaten 1949 liegt höher als 1938, obwohl zahlreiche Betriebe aus den verschiedensten Gründen (Bombenschäden, Demontagen) nicht arbeiten können, während 1938 die Wirtschaft wegen Aufrüstung auf höchsten Touren lief. Aus Gründen, die in der Natur der Sache liegen, ist anzunehmen, dass die Zweiteilung in solche, die noch etwas haben, und solche, die nichts mehr haben, zusehends weiter an Schärfe verlieren wird, so dass die Klassenschichtung der kapitalistischen Klassengesellschaft mehr und mehr wieder die alleinherrschende wird. Die Flüchtlinge und Ausgebombten, so wie ihr Bild seit 1945/46 sich uns eingepägt hat, die damals noch nicht einmal die Hoffnung hatten, aus

der Deklassiertheit zur proletarischen Klassenlage aufsteigen zu können, stehen zu einem beachtlichen Teil heute in einem wohlgeordneten Arbeitsverhältnis, sind Schicksalsgenossen der proletarischen Klasse geworden, stehen in deren Reihen und kämpfen deren Kampf in ehrlichem Ringen um die Klassenauseinandersetzung mit; ein kleiner Teil hat sogar den Wiederaufstieg in die wirtschaftliche Selbständigkeit vollbracht. Manche dieser neu aufgebauten selbständigen Existenzen erwiesen sich allerdings als Scheinexistenzen, die mit der Währungsberichtigung des Sommers 1948 zusammenbrachen; eine stattliche Zahl aber hat diese schwierige Zeit überstanden und damit bewiesen, dass sie auf festen Grund gebaut waren. Dass immer noch Millionen keine Existenz haben, sondern in kümmerlichsten und menschenunwürdigen Verhältnissen von öffentlicher Unterstützung leben, sei eigens hervorgehoben, um zu verhüten, dass ein trügerisch günstiges Bild entsteht.

*Die Frage bleibt: Klassengesellschaft oder
berufsständische Ordnung?*

Vielleicht kann man die soziale Lage im westlichen Deutschland (die Verhältnisse in der Sowjetzone sind eine Welt für sich) abschliessend kurz so kennzeichnen: im wesentlichen besteht die um den Arbeitsmarkt zentrierte kapitalistische Klassengesellschaft so, wie sie in der Enzyklika «Quadragesimo anno» beschrieben und zum Ausgangspunkt des vom Papst geforderten Umbaus der gesellschaftlichen Ordnung genommen wird, auch heute noch in Deutschland fort. Wie eine Sturzflut vom Schlamm und Geröll ist die Millionenmasse der Flüchtlinge hereingebrochen und schien die bestehende kapitalistische Klassengesellschaft zu verschütten, unter sich zu begraben. Inzwischen aber hat sich gezeigt, dass diese Millionenmasse von Flüchtlingen eine überraschend grosse Zahl wertvoller und tüchtiger Menschen aus dem Osten nach dem Westen brachte, mit deren Hilfe die Aufräumungsarbeiten rascher als gedacht gefördert werden konnten. Mehr und mehr wird die kapitalistische Klassengesellschaft von der Ueberlagerung durch den Gegensatz derer, die noch etwas hatten, und derer, die nichts mehr hatten, freigelegt. Es wäre unrealistisch, die Flüchtlingsfrage zu bagatellisieren, und es wäre ein Verbrechen an den Flüchtlingen, sich ihrer nicht mit allem Ernst und aller Tatkraft anzunehmen. Aber — das wird man heute sagen dürfen — sie ist eine durch einen äusseren Unglücksfall, ein einmaliges und unvorhersehbares Ereignis heraufbeschworene Tagesfrage, und als solche drängt sie zu rascher Lösung durch unverzügliches und tatkräftiges Zugreifen. Die Klassenauseinandersetzung der kapitalistischen Klassengesellschaft dagegen ist keine so von aussen hereingebrochene Tagesfrage, sondern eine «gewachsene» Frage von epochaler Bedeutung, eine Frage, die darum auch nicht in Tagen oder selbst in Jahren gelöst werden kann, deren sachgemässe Lösung im Sinne der Enzyklika «Quadragesimo anno» uns — wenn die Welt des Abendlandes nicht vorher untergeht — noch auf Jahrzehnte als Aufgabe gestellt bleiben wird.

O. v. Nell-Breuning S. J.

Die Lage der Biologie in der Sowjet-Union

Vom 31. Juli bis 7. August 1948 fand in Moskau die Tagung der Lenin-Akademie der landwirtschaftlichen Wissenschaften statt, an welcher 47 Akademiemitglieder, Professoren der Universität Moskau, Agronomen, Zootechniker, Mechanisatoren und Oekonomen, insgesamt etwa 700 Personen, teilnahmen. Ein stenographischer Bericht gibt genau Auskunft über die gehaltenen Referate. Der Staatsverlag für landwirtschaftliche Literatur gab denselben in deutscher Uebersetzung heraus, damit sich auch Leute jenseits des «Eisernen Vorhangs» genaue Rechenschaft geben können über den Stand der Biologie in der UdSSR. Meine Ausführungen stützten sich auf diesen 800 Seiten umfassenden Bericht und geben den Eindruck eines Westeuropäers wieder, der gleichsam in die Sitzung der Lenin-Akademie hineinverschlagen wurde.

Zunächst sei festgehalten, dass sich die Sitzung wie eine politische Manifestation anliess. Da sich die Mitglieder zusammenfanden, um über den Fortschritt der agronomischen Wissenschaften Rechenschaft zu geben, sind die Referate auf ihre unmittelbare Anwendbarkeit in Ackerbau und Viehzucht berechnet. Damit ist von vornherein ein zweckgebundenes Forschen gefordert, das der alten Universität fremd war. In allen westlichen Staaten ist es heute noch möglich, als freier Forscher unabhängig vom unmittelbaren Nutzen, den die Denkarbeit oder auch die experimentelle Arbeit bringt, an der Hochschule tätig zu sein. Darin unterscheidet sich Russland grundsätzlich von Europas Geist und Tradition. Wenn dort ein Professor schüchtern den Standpunkt der freien Forschung in der Vererbungslehre für sich als Entschuldigung seiner geringen praktischen Ergebnisse im Bereich der Tier- und Pflanzenzucht in Anspruch nahm, wurde er von der Masse der Zuhörer unterbrochen, als «Reaktionär und Antidarwinist», als «Mendelianer und Morganist» bezeichnet. Ein ausserhalb Russlands unbekannter Pflanzenzüchter mit Namen Mitschurin wurde zum Erfinder der wahren Vererbungsgesetze erkoren. Der Vorsitzende der Akademie, T. F. Lysenko, wurde als der linientreue Darwinist und Materialist gepriesen. Alle Lehrsätze Gregor Mendels und Morgans wurden verworfen und dem dialektischen Materialismus zuwiderlaufend gefunden. Unter grossem Beifall wurde schliesslich eine Entschliessung angenommen, die besagt, dass die erworbenen Eigenschaften von Pflanzen und Tieren vererbbar seien. Mendel, Morgan und vor allem Weismann, der die Keimplasmatheorie begründete, wurden als Idealisten schlimmer Sorte «entlarvt». Die «Wissenschaft der Obstfliegenzüchter», die die Gefolgschaft des Amerikaners Morgan betreibe, sei keine Wissenschaft. Wer interessiert sich schon für die Gene und Chromosomen einer Fliege? Die «Erbsengesetze» Gregor Mendels seien unpraktische, trügerische Ergebnisse eines «Pfaffen», die echte Materialisten nichts angehen! Die vom Leben losgelöste Forschung, die keine neue Obst-, Weizen- und Viehrassen erzeuge, dürfe nicht als Wissenschaft bezeichnet werden. Nur die praktischen Ergebnisse zählen. Solche sind denn auch während der Tagung vorgewiesen worden, worauf noch eingegangen wird.

Die Steigerung der Ergiebigkeit der landwirtschaftlichen Kulturen und der Produktivität der Viehzucht ist die Hauptaufgabe der Wissenschaft. Der «grosse

Wissenschaftler Josef Wissarionowitsch Stalin», der Lehrer und Freund der Sowjetgelehrten, wird das Kollektiv der landwirtschaftlichen Wissenschaftler leiten und der Mitschurinschen Lehre zuführen!

Mitschurin züchtete zahlreiche, dem russischen Klima angepasste Obstsorten. Er wurde 1860 in Koslow am Woronesch, der im zentralen Schwarzerdegebiet zum Don fliesst, geboren. Zunächst nahm er die Lehre Mendels von der Bastardierung an und wollte sie auf die Apfelsorten übertragen. Da nun die Edelsorten der Aepfel einen vielfachen Chromosomensatz haben, konnten die geschlechtlichen Kreuzungen nur Rückschläge auf die Stammform des *Pyrus malus* ergeben. An den mendelschen Regeln, die für viele Pflanzen und Tiere heute noch Geltung haben, verzweifelte Mitschurin und ging zu der Pfropfung noch junger Apfelsorten über. Dabei stellte er fest, dass nicht nur das Wurzelwerk des Wirtes auf die Frucht des Pfropfreises einen Einfluss hat, sondern auch die Pfropfreiser die Unterlage beeinflussen, sofern dieselbe jung genug war im Augenblick der Einpflanzung.

Diese wirklich interessante und praktisch wichtige Entdeckung wurde auf der Tagung der Lenin-Akademie für grundlegend gehalten. Die ganze Chromosomentheorie wurde über Bord geworfen, da sich angeblich Pfropfbastarde erzeugen lassen, die gar keine Befruchtung und Paarung der Chromosomen erlebt haben. Seit 1932 heisst die Geburtsstadt Mitschurins nicht mehr Koslow, sondern dem Begründer der Lehre vom Pfropfbastard zu Ehren, Mitschurinsk.

Schon seit langer Zeit sind bei uns Pfropfbastarde bekannt. Sie entstehen an den Verwachsungsstellen zwischen Wirt und Pfropfreis, dort wo zwei Arten zusammen ein Gewebe aufbauen können. Es sind vor 40 Jahren schon folgende, als Chimären bezeichnete Pfropfbastarde in Westeuropa erzeugt worden: Laburnum Adami, ein Mittelding zwischen Goldregen und Bohnenstrauch, ferner *Crataegomespilus*, zwischen Weissdorn und Mispel und, von H. Winkler neuerdings geschaffen, ein Bastard zwischen Tomate und Nachtschatten. Man erklärt die merkwürdige Mischung der vegetativ entstandenen Hybriden oder Bastarde mit der Tatsache, dass sich an der Pfropfstelle die Oberhaut des Pfropfreises mit dem inneren Gewebe des Wirtes verbindet, so dass ein chimärisches Mischgewebe entsteht, das natürlich auch die Fruchtbildung beeinflusst.

Was nun in Moskau neuestens vorgewiesen wurde, sind «echte» vegetative Hybriden von kartoffelblättrigen Tomaten mit roten, länglichen Früchten, auf welche eine normale fiederblättrige Tomate mit gelblichen Früchten gepfropft wurde. Von beiden Sorten wurden Samen gewonnen und aufgezüchtet. An den Samen, die von der Unterlage stammten, zeigte sich in sechs Fällen, dass die Fiederblättrigkeit des Pfropfreises auch über die Körperzellen in die Eizelle gedrungen sein musste, da diese Pflanzen Fiederblätter hatten! Auch jene Samen, die scheinbar keine Beeinflussung durch das Pfropfreis erlitten hatten, wie die herangewachsenen Pflanzen bewiesen, wurden im folgenden Sommer wieder als Samen der rotfrüchtigen, kartoffelblättrigen Tomaten ausgesät. An einer Reihe von Pflanzen dieser zweiten Samengeneration waren die Früchte nun gelb, wie beim Pfropfreis, und die Blätter gefiedert! Es scheint zunächst wirkliches Versuchsergebnis zu sein:

Eine Pflanze kann durch Pfropfung allein in ihrem Chromosomengehalt beeinflusst werden.

Ly s s e n k o, der Vorsitzende der Akademie, sprach im Schlusswort von Hybriden jeder Art, die von den Mitschurinanhängern erzeugt wurden, all dies nur durch vegetative Vereinigung verschiedener Sorten. Er behauptete, es gebe keine geschlechtliche, mendelistische Kreuzung, die nicht auch auf vegetativem Wege erzeugt werden könne und auch von den Mitschurinanhängern erzeugt wurde. Es sei kein Grund vorhanden, an den Tatsachen zu zweifeln. Doch ist der Kurzschluss, den die Mehrzahl der Tagungsteilnehmer daraus zog, etwas zu naiv. «Jedes Lebewesen, jedes beliebige Teilchen des lebendigen Körpers ist genau so wie die Chromosomen zur Vererbung befähigt.»

Mit dieser Ansicht kommt die russische Biologie auf den Standpunkt Lamarcks zurück, der die Erwerbung der dem Tier nützlichen Eigenschaften erklärte und von einer Vererbung der im Laufe des individuellen Lebens erworbenen minimalen Anpassungen sprach. Nach Lamarck ist die Giraffe allmählich langhalsiger geworden, weil sie die Blätter von den Akazien fressen wollte. Sie hängen hoch, also Streckung des Halses!

Es ist geradezu eine Ironie des Schicksals zu nennen, wenn heute das zentrale Parteikomitee in Moskau die Anpassung des Organismus und die Vererbung erworbener Eigenschaften «beschliesst», und die Keimplasmalehre von der Beständigkeit und Unabhängigkeit der Erbfaktoren als «idealistische Irrlehre» bezeichnet. Es fehlt der Raum, um hier die pikanten Winkelzüge des Materialismus in Russland zu beschreiben, der die materielle Existenz der Gene als aperiodische Kristalle, wie sie bei uns gelehrt wird, leugnet, aber eine gerichtete und plastische Reaktionsfähigkeit des Organismus, die wir als teleologisch, zweckgerichtet empfinden, ohne weitere materialistische Hemmung annimmt. Damit ist

die russische Lehre von der Vererbung tatsächlich idealistisch geworden, obwohl sie diese Scheidung vom westlichen «Morganismus» im Namen Darwins und im Namen des dialektischen Materialismus vornimmt.

Für unsere Wissenschaft aber erhebt sich die Frage, wie weit sind die Versuche Mitschurins und Lyssenkos saubere, wissenschaftlich haltbare Ergebnisse. Haben die ersten und zweiten Generationen der Pfropfbastarde, die der Bestäubung ausgesetzt waren, nicht eine geschlechtliche Hybridisierung erfahren, oder sind vielleicht die Nährgewebe durch Pollen der eigenen Pflanze nachbestäubt worden? Die Versuche in unseren Instituten zu wiederholen, sie theoretisch auszuwerten, dürften sich als dringend notwendig erweisen.

Ein gewisser Schukowski, ein Akademiemitglied, hielt eine Verteidigungsrede für die Chromosomentheorie, die sachlich sehr gut begründet war. Am Schluss der Tagung jedoch, nachdem der Parteientscheid zu Gunsten Lyssenkos gefallen war, zog Schukowski in schamloser Weise seine vorherige wissenschaftliche Anschauung zurück, wohl in der Annahme, dass in Zukunft «Morganisten-Mendelisten» kein akademisches Brot mehr essen werden. Er sagte wörtlich: «Meine Rede vor zwei Tagen ... war eines Mitglieds der Kommunistischen Partei und eines Gelehrten unwürdig.» Solange in Russland die Gelehrtenarbeit unter der Parteikontrolle steht, haben die «wissenschaftlichen» Ergebnisse einer Lenin-Akademie für uns keine Verbindlichkeit.

So fehlte an der Tagung auch das typisch russische Geständnis der eigenen Unwürdigkeit nicht. Noch weitere zwei Gelehrte bekehrten sich auf der Tagung zu Mitschurinanhängern. Die Angst vor Stalin ist für uns jedoch kein Motiv, das die Wissenschaftlichkeit einer Theorie beweist und Mitschurin über Mendel stellt.

Dr. Hans Weber, Rorschach

Ex urbe et orbe

Zur kirchlichen Verurteilung des Kommunismus

Gewiss das bedeutendste Ereignis auf kirchlichem Gebiet war in den letzten Wochen das Dekret des Hl. Offiziums über den Kommunismus. Die Wirkung – und zwar nicht nur im katholischen Raum – war eine überraschende. Gerade in der nichtkatholischen Welt hätte man dem «Pastor Angelicus», «dem Mann der Konkordate», dem «Diplomaten auf dem päpstlichen Stuhl» einen solchen Schritt einfach nicht zugetraut. Und es scheint, dass sich die Presse selbst jetzt – einen Monat nach diesem Ereignis – noch immer nicht ganz erholt hat. Ein Ameisenhaufen ist hier aufgerührt worden ...

Sehen wir mehr auf den Inhalt dieser Presseäusserungen, teilen sich naturgemäss die Ansichten. Was auffällt, ist, dass liberale nichtkatholische Blätter, wie beispielsweise die «Neue Zürcher Zeitung» und die «Basler Nachrichten» in vornehmer und geradezu positiver Weise zu diesem Schritt des Vatikans Stellung nehmen: Sie weisen darauf hin, wie sehr sich die Stellung des Papsttums doch gewandelt habe gegenüber der Zeit des Nationalismus, da die ewige Stadt in ein Flaggenmeer von Hakenkreuzen getaucht war und der Papst einsam und von allen verlassen in Castel Gandolfo weilte, von niemand ernstlich beachtet; während heute

ein Wort aus seinem Mund die ganze Welt in Wallung versetze. Die Presse der unter kommunistischem Einfluss stehenden Länder versuchte zwar anfangs das Dekret totzuschweigen. Vergebliches Bemühen! Heute sehen auch sie sich gezwungen, dazu Stellung zu nehmen. Die wilden Tiraden, die wir hier lesen, beweisen nur, wie sehr sie ins Lebendige getroffen wurden. So erweist ein nur oberflächlicher Blick einmal wieder die unversiegbare Kraft der Kirche gegenüber den Stürmen der Zeit, die kommen und gehen, während sie bleibt.

Und nicht nur die Presse reagierte, es folgten bereits Taten der Nacheiferung im ausserkatholischen Raum: Im Zusammenhang mit dem Dockarbeiterstreik des Londoner Hafens erliess Dr. Fisher, der Erzbischof von Canterbury und anglikanische Primas einen Aufruf, in dem es heisst:

«Was man auch zu Gunsten der sozialen Theorien des Kommunismus oder gegen sie sagen könnte, unser Land ist vollkommen davon überzeugt, dass man seine politischen Kundgebungen nicht billigen, dass man sie nur verdammen kann.

Die Kommunisten nähren die Zwietracht; sie arbeiten nur auf eine Katastrophe hin. Für sie ist eine Uebereinkunft nur der Ausgangspunkt für eine neue Unstimmigkeit. Es ist der anarchistische Geist im Dienst einer neuen Tyrannei.

Die Christen wissen ganz genau, seinem Inhalt und seinen äusseren Kundgebungen nach vernichtet der politische Kommu-

nismus die christliche Lebensauffassung, er steht dem christlichen Glauben feindlich gegenüber. Dieses System ist schlecht, ebenso sind es auch seine Folgen. Kein Ziel rechtfertigt solche Mittel. Ausserdem ist dieses Ziel ebenso ungerechtfertigt wie die Mittel, deren es sich bedient.»

Aehnlich äusserte sich das Zentralkomitee des Oekumenischen Rates. Der protestantische Schweizer Theologe Professor Dr. Emil Brunner schreibt in dem Londoner Wochenblatt «The Christian World»: «Für die Kirche mag die Zeit gekommen sein, sich über den totalitären Kommunismus in Form einer bekennnismässigen Verlautbarung zu äussern, wofür die Gelegenheit in Amsterdam verpasst wurde.» Auch Erzbischof Athenagoras, der Patriarch der orthodoxen Kirche in der Türkei, hat, dem Beispiel des Papstes folgend, die Exkommunikation aller Anhänger des Kommunismus erklärt. Vielleicht wird so der gemeinsame Gegner Anlass zu einer gemeinsamen Front und einer Begrenzung der christlichen Kirchen. —

Oberflächlich wäre es natürlich, hier stehen zu bleiben. Ein solches Dekret, das mit Ausschluss von den Sakramenten und Exkommunikation, also den Katholiken innerlichst berührenden Strafen, droht, bedeutet: höchste Gefahr zieht herauf. Es ist eine Art Fliegeralarm. Nicht unbedacht wird ein solches Signal gegeben. Bedenken wir ferner, wie viele Gründe gegen ein solches Dekret in der konkreten Situation sich ins Feld führen lassen: im Vatikan kannte man selbstverständlich diese Gründe: man wusste, welchen Verfolgungen, ja welchem Kampf auf Tod und Leben man dadurch die Katholiken und vor allem die Priester in den unter kommunistischer Vorherrschaft stehenden Ländern aussetzen werde, man wusste, welche Schwierigkeiten daraus, selbst abgesehen von Verfolgung, bei Eheschliessungen und Taufen, erwachsen könnten und dabei handelt es sich in diesen Ländern um mehr Katholiken, als ganz Italien zählt!, man wusste, dass ein solches Dekret zum Bumerang werden kann, der auf das eigene Haupt zurückfällt, wenn ein Massenabfall die Folge ist; man wusste, dass man dadurch dem Argument der kommunistischen Propaganda, der Vatikan sei ein Lakai des Westens, der kapitalistischen und bourgeoisen Mächte, wirksamen Auftrieb und wenigstens den Schein des Rechtes gebe, und dabei hatte der Vatikan gegenüber der orthodoxen Kirche in den östlichen Ländern doch kein deutlicheres Distinctivum als seine Freiheit und Unabhängigkeit gegenüber ihrer Servilität; ein Umstand, der mehr als alles andere Hoffnung auf eine künftige Union erweckte. Man wusste, dass in den Ländern des Westens ein solches Dekret bei sozial rückständigen Katholiken nur zu leicht als «Wandschirm» für ihr selbstsüchtiges Denken und Handeln und als Ruhekitzel für ihr vom Kommunistenschreck eben erst ein wenig aufgerütteltes Gewissen benützt wird. Wirklich nicht jeder Lobredner dieses Dekretes kann uns sympathisch sein! Man wusste, dass ein Vergleich mit dem Verhalten des Vatikans gegenüber Faschismus und Nationalsozialismus — nie wurde damals ein solches Dekret erlassen und wie verlangten viele danach! — die katholische Kirche als parteiisch, als faschistenfreundlich oder doch wenigstens weniger feindlich erscheinen lassen werde. Alles das wusste man, ehe es nun in der roten Presse aller Länder zu lesen steht, und trotzdem — man erliess das Dekret.

Wie schwerwiegend müssen die Gründe gewesen sein, die nach längerem Zögern — wir vernehmen, dass das Dekret schon vor den Angriffen auf Erzbischof Beran fertiggestellt war — die Waagschale für seine Veröffentlichung herunter drückten! Die Presse ergeht sich in sehr voneinander abweichenden Vermutungen.

Sie reichen von der Ansicht, es handle sich um einen Akt verzweifelter Notwehr gegen einen übermächtigen Gegner, bis zu der Meinung, die marxistische Lehre sei heute an einem so kritischen Punkt angelangt, dass der Papst annehmen konnte, «ein so heftiger Stoss wie dieser müsse genügen, um sie in ihren Grundfesten zu erschüttern». Wir wollen diesen Ansichten nicht jede Berechtigung absprechen, wissen wir doch, dass die Kirche als menschlich sichtbares Gebilde auch eine politische Seite besitzt. Jede hat eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich und trotz ihrer scheinbaren Gegensätzlichkeit könnten sie sehr wohl zugleich auf Wahrheit beruhen. Aufs Ganze gesehen, scheinen uns solche Erwägungen aber doch etwas spielerisch, wenn sie für sich allein genommen werden. Der Kampf der Kirche gegen den Kommunismus kann aber nicht wie ein Spiel betrachtet werden, bei dem Geschicklichkeit und Taktik die allein ausschlaggebenden Faktoren sind. Die Kirche hat von Christus die Aufgabe erhalten: Zeugnis zu geben, bis an die Grenzen der Erde. «Eritis mihi testes.» Lebendes Zeugnis für ihn, der die Wahrheit ist, opportune und importune. Auch um den Preis des Lebens. Das Zeugnis für die Wahrheit ist darum für sie wichtiger als selbst das irdische Leben ihrer Glieder: Eine Verdunkelung der Wahrheit in dem Herzen ihrer Gläubigen und vor den Augen der Welt ist — katholisch gesehen — schlimmer als der Tod einzelner und sogar als der Untergang ganzer Kirchenprovinzen.

Gerade das aber geschah doch im Osten, und vielerorts auch im Westen, bis unter die Augen des Papstes: Die Wahrheit wurde verdunkelt. Mehr als über die Inhaftierung, Folterung und Tötung von Menschen, Christen, Katholiken, und mochten es Bischöfe und Kardinäle sein, musste die Kirche erschrecken, als sie gewahrte, dass das Gewissen ihrer Gläubigen irre wurde, nicht einzelner, sondern vieler, nicht irgendwelcher, sondern ehrlicher, frommer, der Kirche ergebener Christen. Gerade bei den Vorgängen um die sogenannte «katholische Aktion» in der Tschechoslowakei wurde dies am deutlichsten offenbar und deshalb war dies der Moment, da das Dekret fällig war.

Vieles hat wohl zur Bildung dieser Situation beigetragen: An erster Stelle ist hier gewiss die bewusste Taktik des russischen Kommunismus zu nennen. Die Tatsachen sind hier ja hinreichend bekannt. Erwähnen wir nur noch, dass unter den kommunistischen Richtlinien der tschechoslowakischen nationalen Front für den Kampf gegen die katholische Kirche — sie umfasst 6 Punkte — Punkt 2 lautet: «Einigkeit des Klerus: Auf eine Teilung des hohen und niederen Klerus bedacht sein, einen Keil zwischen den Episkopat und die Geistlichkeit, zwischen den Klerus und die Laien treiben» und Punkt 6: «Vordringlich wichtig ist es, die religiöse Spaltung ins Volk zu tragen.» P. Tyszkiewics, eine anerkannte Autorität für das Thema «Bolschewismus und Papsttum» am päpstlichen Kollegium Russicum in Rom schreibt zu diesen Punkten: «Und dieses Rezept wird überall angewendet: Ueberall die gleiche Politik der Spaltung der Kirche unter der Maske wohlwollender Beziehungen ihr gegenüber.» In der «Akademie der Wissenschaften der Sowjetunion» erschien 1948 ein Buch von Schainmann über den Kampf des Kreml mit dem Vatikan, das mit der zuversichtlichen Hoffnung schliesst, es werde durch diese Tarnung gelingen «die katholischen Massen der ganzen Welt von Rom zu trennen».

Freilich wollen wir nicht verhehlen, dass diese Taktik des Kommunismus solche gefahrdrohende Verwirrung nicht auszurichten vermöchte, wenn nicht gewisse Vorbedingungen dafür gegeben wären. Zwei wichtige

sollen hier angeführt sein: Man hat nach Abschluss dieses Krieges in der Trennung von Kirche und Staat in den meisten neu sich formierenden Ländern einen bedeutenden Schritt vorwärts getan. (Abschaffung konfessioneller Parteien, Ausschluss der Geistlichen von der Politik usw.) An sich waren es sehr gesunde Bestrebungen, die da zutage traten; zu manchen dieser Neuerungen hat ja der Episkopat selbst den ersten Schritt getan, um die Kirche von unliebsamer Belastung mit rein politischen Bestrebungen zu befreien. Vielfach hat dies aber doch praktisch den Eindruck erweckt und in vielen die Ueberzeugung genährt, die Kirche habe nun überhaupt nichts in den weltlichen Bereich der Politik, der Wirtschaft, des sozialen Lebens hineinzureden, auch dort nicht, wo es sich um Glaubens- und Sittenfragen handelt. Die Folge davon war, dass nicht wenige Katholiken, die sich eifrig am religiösen Leben beteiligten, unbedenklich der kommunistischen Partei beitraten. Besonders häufig geschah dies in Italien und Frankreich. In Italien vielleicht mehr aus politischer Unreife, in Frankreich aus dem reflexen Bewusstsein, dass einzig der Kommunismus als Wirtschaftssystem die Interessen der Arbeiter wirklich vertrete und als «mystic» den «Sinn der Zeit» erfasst habe. Zugrunde lag aber auch dieser Konzeption die völlige Saecularisierung des weltlichen Bereiches.

Hier wieder deutlich und mit Nachdruck die nie preisgegebene katholische Auffassung und die Rechte der Kirche im weltlichen Raum zu betonen, ist zweifellos mit ein Grund des Dekrets gewesen. Es enthält nämlich genau besehen keinerlei «neue» Bestimmungen. Kein Bannstrahl wird geschleudert, der nicht schon lange bestand. Dass der Kommunismus eine Irrlehre sei, haben die Päpste oft genug schon betont. Dass Verfechter einer Irrlehre ipso facto der dem Hl. Stuhl reservierten Exkommunikation, dem Ausschluss von der sichtbaren Kirche (!) verfallen, ist dem kirchlichen Gesetzbuch zu entnehmen. Dass die kommunistischen Parteien sich als erbitterte Feinde Gottes erweisen, trotz gegenteiliger Behauptungen der Parteiführer: diese Tatsachenfeststellung von autoritativer Seite ist das einzig «Neue», wenigstens in dieser zugespitzten Formulierung.

Die daraus gezogenen praktischen Folgerungen sind wiederum keineswegs etwas Neues, wie aus der Berufung auf das kirchliche Rechtsbuch und auf die «allgemeinen Prinzipien» in der Handhabung der Sakramente hervorgeht. Der Zusatz der beiden Worte «wissentlich und freiwillig» (scienter et libere) ist sogar eher eine Milderung zu nennen. Von einer Exkommunikation für die in Punkt 1 und 2 genannten Vergehen kann nach dem Dekret keine Rede sein, wenn nicht das Vergehen von Punkt 4 dazukommt.

Aber freilich, die Notwendigkeit der eben genannten Feststellung gibt doch zu denken. Wir meinen dies nicht nur gegenüber der oben genannten kommunistischen Taktik, sondern wegen der Wahrheit, die dem kommunistischen Irrtum beigemischt ist. Gefährlich ist der Kommunismus nämlich vor allem doch deshalb, weil er Probleme der Stunde im Bereich des Sozialen mit einem Elan aufgreift und mit einer fanatischen Initiative zu lösen versucht, die sonst von niemand mit gleich wachem Sinn erfasst und mit gleicher Hingabe in Angriff genommen werden. Es ist ein bitterer Vorwurf, der damit gegen weite katholische Kreise erhoben wird. Er soll aber hier nur am Rand vermerkt sein.

Nach all dem Gesagten könnte man von Staunen ergriffen werden, wieso denn, wenn gar nichts oder kaum etwas «Neues» in dem Dekret zu finden ist, die Wirkung

auf Katholiken und Nichtkatholiken eine derart gewaltige ist. Wir möchten die Behauptung wagen, dass eine lange Enzyklika mit einer subtilen Analyse, die vielleicht sogar mancherlei Neues zu Tage gebracht hätte, und einer tiefbegründeten Verurteilung des Kommunismus lange nicht dieses Echo gefunden hätte. Nicht bei der nicht-katholischen Welt des Westens, nicht bei den Vertretern des Kommunismus und nicht bei den Katholiken aller Welt. Sie wäre im Bereich der Theorie geblieben, an die Massen des Volkes wäre sie nicht herangekommen. Und hätte man sie von allen Kanzeln der Welt verlesen lassen, sie hätte an das Lebendige der Menschen nur vereinzelt gerührt. Vielleicht nach Jahrzehnten, nachdem Berge von Kommentaren geschrieben wurden und Tausende von Arbeitsgruppen sie in Angriff genommen, wäre langsam die Saat aus dem Boden gesprossen — da der letzte Kommunist soeben die Augen geschlossen. Hier aber ist einmal (endlich einmal!) der Schritt direkt in Lebendige gemacht, jedem verständlich; natürlich nicht in seinen feinen Abstufungen und sehr wohlhabgewogenen Formulierungen, aber doch in seiner grossen Linie. Der Einzelne ist in seiner konkreten Situation angesprochen, bedroht, aufgerüttelt, ein Blitzstrahl durchzuckt ihn. Mögen die Kanonisten feststellen: nichts Neues. Um die Kanonisten geht es wahrhaftig nicht. Für den Mann im Volk ist es ungeheuer neu und vor allem praktisch. Für die ganze nichtkatholische Welt — was weiss sie auch schon vom kirchlichen Rechtsbuch; die Kanonisten ahnen ja nicht, wie wenig ihre Wissenschaft in der Welt bekannt ist — ist ein solches Dekret eine Offenbarung. Sie sieht plötzlich: die Kirche ist nicht nur eine Lehre, sie lebt! Sie lebt nicht nur in der Vergangenheit, sie lebt heute. Ein führender italienischer Kommunist, Aldo Natoli, tat vor einigen Tagen den Ausspruch: «Wir haben in den letzten Tagen gehört, dass die Exkommunikation gegen die Partei (er hatte nicht ganz richtig gehört) ausgesprochen ist. Dadurch habe ich erst erfahren, dass der Heilige Stuhl noch existiert. Ich dachte, er sei schon längst tot.» Es mag manchem so gegangen sein.

Man verstehe uns recht: es soll kein Wort gegen die Enzykliken damit gesagt sein. Sie sind unerlässlich und wir Katholiken werden stets stolz sein auf die grosse Anzahl unserer herrlichen Enzykliken. Wir leben gewiss nicht von unverstandenen Kommandorufen, wie das in totalitären Staaten die Mode ist. Aber die Brücke zum Leben hat uns, der grossen Menge, doch häufig gefehlt. Vielleicht hat die Zeitschrift «Der Standpunkt», ein liberales Blatt im Tirol, in etwa ein Kind der «Frankfurter Zeitung» der Vorkriegszeit, nicht so unrecht, wenn sie schreibt: «Man könnte wohl sagen, dass der Vatikan ein Versäumnis, das er vielleicht einmal auf sich geladen hat (mit diesem Schritte), nicht noch einmal wiederholen möchte... Heute musste die Kurie handeln, wo sie früher abwarten durfte.»

Wir wollen die Zeilen nicht beschliessen, ohne der Hoffnung Ausdruck verliehen zu haben, dass der Vatikan in einem anderen Punkt sein Vorgehen zur Zeit der faschistischen Bedrohung auch diesmal wiederholen werde. Wie damals der Verurteilung des Kommunismus durch eine Enzyklika eine Verurteilung des Nationalsozialismus durch das Rundschreiben «Mit brennender Sorge» folgte, so möchte heute dem Dekret über den Kommunismus ein ins Herz treffendes Dekret über die verkehrten Formen des Kapitalismus auf dem Fuss folgen; denn auch hier ist das Gewissen vieler gleich einem stumpfen Messer und das Licht der Wahrheit praktisch verdunkelt und die Lüge des Kommunismus wird letzten Endes nur dadurch entlarvt werden können, wenn reine Wahrheit heller und klarer den Leib Christi durch- und umflutet, und zwar das Haupt und die Glieder.

Buchbesprechung

Du Bos Charles: Der Weg zu Goethe. Otto Walter, Olten, 1949. 350 Seiten. Geb. Fr. 17.—.

«Ein wesentlicher Goethe, ein Goethe von innen.» Hier haben wir ihn, zwar nicht den ganzen Goethe, sondern nur die Wendepunkte, die Krisen und deren Lösungen. Das genügt zur Wesensschau. Wir vernehmen herrliche Worte über Goethes Persönlichkeit, über seinen Bildungsbegriff, über orphische Dichtung, über den Pietismus, über den Begriff des Glaubens, über Goethes Weltbild. Reichlich geschöpft aus Goethes Werk im weitesten Sinne, verdankt Du Bos doch auch wichtige Fingerzeige der «L'Education sentimentale de Goethe» von Robert d'Harcourt.

Was vermag der Mensch als Mensch allein? Die Antwort lautet: Goethe. In der Erfüllung seines Menschentums besteht das Wesen Goethes. Um es zu erfüllen, muss er mit «festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde» stehen. «Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst» — er ist bemüht, aus der Unzahl «kleiner Ewigkeiten» die grosse Pyramide seines Daseins aufzuschichten. Ein Faktum seines Lebens gilt nicht, sofern es wahr ist, sondern insofern es etwas zu bedeuten hat. Allen seinen Werken liegt ein Erlebnis zugrunde. Aus diesem bildet sich der Kern seiner Persönlichkeit, «diese feste, zähe, nur aus sich selbst zu entwickelnde Kraft», die im schöpferischen Gestalten den Sinn des Lebens sieht, diese schöpferische Kraft, «die das zu schaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten lässt, bis wir es ausser uns oder n uns auf eine oder die andere Weise dargestellt haben».

Ist aus diesem immanenten Kreislauf des Daseins ein religiöser Akt möglich? Goethe ist von Natur aus religiös veranlagt. Das grosse seelische Bedürfnis Goethes ist die unmittelbare Gemeinschaft mit Gott. Aber sein Gott ist der Gott der Natur. Das Problem des Weges zu Gott über Christus, über den Sohn zum Vater, hat Goethe nicht nur nicht gelöst, er wollte es überhaupt nicht stellen. Der grosse Gott der Natur! Du Bos meint, es gäbe kein gefährlicheres und unaufhaltsameres Hinübergleiten als das Hinübergleiten vom Gott der Natur zur Natur selber. Dem könne nur ausweichen, wer mit dem Gotte der Natur auch den Gott der Seele, den Gott, den Augustinus den «inneren Meister» nennt, und welcher der Logos — das Wort — selber ist, in einem einzigen Glaubensakt ergreift, ansonst der Schöpfergott immer Gefahr laufe, in seinen Werken unterzugehen. Der persönliche Gott, Gott als Person, dieser «Stein des Anstosses der Philosophen», der jedoch das strömende Blut jedes religiösen Gottglaubens ist — ist sozusagen ungreifbar, als Person, hinter den Werken der Natur. Diese Gefahr besteht. Vom philosophischen Standpunkt aus geht man wohl von Geschöpflichen aus und erhebt sich bis zum Schöpfer. Für Goethe konnte diese philosophische Ueberlegung um so weniger gelten, als er immer wieder behauptete, eine eigentliche Philosophie habe überhaupt keinen Wert. Aber Goethe liegt wie dem Platoniker die Anschauung der *causa exemplaris*, des Urbildes alles Geschaffenen, mehr als die *causa efficiens*, die hervorbringende Ursache. Goethes Anschauung sieht die Symbolik der Dinge, die auf den höheren Geist weisen. «Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt.»

Was Goethe mehr vom katholischen Weltbilde trennt, ist die Tatsache, dass er glaubt, «von Jugend auf mit seinem Gotte ganz gut zu stehen». Diese Ueberzeugung

hängt damit zusammen, dass ihm wohl der Sinn der Schuld offenbar wurde — er verankert ihn sogar ins Herzstück seines Faust —, aber es fehlt ihm der Sinn der Sünde. Nichts beweist dieses besser als seine Meinung: Gott sei ihm gegenüber noch im Reste. Selbst wenn man, um den Ausdruck Goethes zu gebrauchen, «einen unendlich guten Willen zeigt», kommt Gott einem dennoch «nicht zu Hilfe», wenn man sich nicht als Sünder fühlt und sich Gott gegenüber nicht im Reste glaubt, und nicht die Notwendigkeit der göttlichen Verzeihung empfindet. Der Brief Goethes an Lemprecht vom 19. April 1770, der das Nahen einer Bekehrung anzeigt, mündet in den Sophismus Luthers aus: «dass ich nicht bin, was ich sein sollte, dafür danke ich auch. Luther sagt: ich fürchte mich mehr für meine guten Werke, als für meine Sünde». Wenn auch der reife Goethe «über die verfluchte Teufelsimagination unseres Reformators wettete, der die ganze sichtbare Welt mit dem Teufel bevölkerte und zum Teil personifizierte», gehört Goethe doch, seinem Ursprung und seiner Erziehung nach, zum Lutherischen Bekenntnis. Ein Beispiel, wie subtil Du Bos zu unterscheiden weiss.

Du Bos' Buch ruft in solchen Fragen dem in vielem ähnlichen und es ergänzenden Werke von Pater Friedrich Muckermann. Man lege dieses und Du Bos' Goethe auch zu Gundolfs Goethe, um damit seinem Wert besondere Beachtung zu verschaffen.

Dr. Jakob Gander.

Neuerscheinungen

Noppel Konstantin S. J.: Aedificatio corporis Christi, Aufriss der Pastoral. Verlag Herder, Freiburg. 2. Aufl., 270 Seiten, DM 7.60.

Pieper Josef: Ueber die Hoffnung. Summa-Verlag, Olten, 100 S.

Rahner Hugo: Ignatius von Loyola. Styria-Verlag, Graz. 2. Aufl., 126 Seiten, Hlw. S. 18.—.

Rudolf Karl: Ich denke Gedanken des Friedens, Radioansprachen. Verlag Herder, Wien. 148 Seiten, sfr. 2.—.

Schneider Reinhold: Macht und Gnade. Styria-Verlag, Graz. 374 Seiten., Hlw. S. 33.—.

Schneller Josef: Lichter am Grabe. Trostgedanken über den Tod für Prediger und besinnliche Christen. Verlag F. Pustet, Regensburg, 227 Seiten, DM 6.80.

Scholastik. Vierteljahresschrift für Theologie und Philosophie. Verlag Herder, Freiburg, Heft I, 160 Seiten, DM 6.—.

Stadtmüller Georg: Das Naturrecht im Lichte der geschichtlichen Erfahrung. Verlag Bitter, Recklinghausen, 72 Seiten.

Tilmann Klemens: Die Liturgie missionarisch gesehen. Verlag Herder, Freiburg, 48 Seiten, DM 1.—.

Welte Bernhard: Die Glaubenssituation der Gegenwart. Verlag Herder, Freiburg, 36 Seiten, kart. DM 1.20.

Wyrch Jakob: Psychopathie und Verbrechen. Verlag Tyrolia, Innsbruck, 35 Seiten, S. 3.60.

Zoller Konrad: Leben und Leiden der Jungfrau Anna Schäffer von Midelstetten. Verlag F. Pustet, Regensburg, 72 Seiten, geb. DM 2.80.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58 Postcheckkonto VIII 27842.

Inseraten-Aannahme: Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährlich Fr. 9.80; halbjährl. 5.—.

Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Luxemburg-Belgien: Jährlich Lfr. 125.—; halbjährlich Lfr. 65.—. Einzahlungen an Central du Livre Clees-Meunier, 15, rue Elisabeth, Luxembourg, Postcheckkonto 5390. — Deutschland, Oesterreich vorläufig noch alle Konti gesperrt. — Dänemark: jährlich Kr. 12.50, Einzahlungen an P. Jos. Stäublin, Ryesgade 26, Aarhus.

Hotels SEILER Zermatt

das grosse Zentrum der Bergsteiger und unsere Hotels sind für die Sommersaison gerüstet. Zahlreiche reizende Spazierwege, neuer Sessellift auf Blauherd. Tennis.

Die Hotels Seiler sind für ihre ausgezeichnete Küche, ihren Komfort sowie für ihre sorgfältige und individuelle Bedienung bekannt. Verbringen Sie Ihre Ferien in einem unserer Hotels in Zermatt:

im Mont Cervin, Victoria oder Monte Rosa

oberhalb Zermatt:

auf **Riffelalp** (2213 m), beliebter, idealer Aufenthalt; Sonne, Ruhe, Entspannung!

auf **Schwarzsee** (2589 m), Ausgangspunkt zu Besteigungen im Matterhorngebiet.

Katholischer Gottesdienst in Zermatt, Riffelalp und Schwarzsee.

Auskünfte und Prospekte durch A. Candrian, Generaldirektor HOTELS SEILER, Zermatt, Telefon 7 71 04

EGGISHORN

2200 m

Hotel Jungfrau

RIEDERALP

Hotel Riederalp

Hotel Riederfurka

Hotel Villa Cassel

Hotel Alpenrose

Schöne Ferienorte in sonniger, windgeschützter Lage. Geeignet für längeren Aufenthalt. Genussreiche Ausflüge: Eggishorn, mit einzigartiger Aussicht, Märjelensee, Fieschergletscher, Reservat Aletschwald am Rande des Grossen Aletschgletschers. Badegelegenheit.

Austausch von Mahlzeiten zwischen Eggishorn und Riederalp.

Regelmässiger Autoservice von Fiesch nach Eggishorn.

Täglich katholischer Gottesdienst auf Eggishorn und Riederalp.

Auskunft und Prospekte durch

Familie EMIL CATHREIN
Eggishorn und Riederalp

Wir kaufen Bücher

Bibliotheken und Remittenden (Relig., Philos., Psychol., Klass. Lit., etc.)

Antiquariat
J. Müller

Limmatquai 52, Zürich 1
vis-à-vis Rathaus
Telephon 32 47 16



4. SEPTEMBER 1949 IN LUZERN

Erika



Nicht umsonst nennt man die Erika die Königin der Kleinschreibmaschinen. Ueber 25,000 Schweizerkunden haben sie gekauft und rühmen sie.

Die Erika ist die Kleinschreibmaschine mit der schönen, regelmässigen Schrift, dem soliden Mechanismus, dem wunderbar leichten Anschlag. Auf Wunsch wird sie auch mit kleiner Schrift geliefert.

Wenn Sie eine Schreibmaschine für Ihre Privatkorrespondenz oder für Ihr Büro benötigen, sind wir gerne bereit, Ihnen eine Erika auf Probe zu senden, ganz unverbindlich für Sie. Es sind drei verschiedene Modelle lieferbar.

Ausführlicher Gratisprospekt durch den Alleinvertreter
W. Häusler-Zepf, Ringstrasse 17, Olten

Seit über 30 Jahren Spezialgeschäft für Schreibmaschinen und Bürobedarf.

Modern eingerichtete Reparaturwerkstätte

... **Einmal** zu Fuss gehen, Zeit haben. Wandern in Ruhe. Lauschen dem Rauschen der Tannen und Bäche. Schlafen im Frieden motorloser Nächte. Gut aufgehoben im

KURHAUS S. A. C. MADERANERTAL

1354 m. ü. M. Seit 85 Jahren Ferienort guter Schweizergesellschaft. Eigene Kapelle mit Sanctissimum und ständigem Kurgelstlichen.
Pension Fr. 12.—16. Amsteg, Hotel Kreuz gleiches Haus

BURCH — KORRODI

JUWELIER SWB BAHNHOFSTRASSE 44 ZÜRICH TEL. 23 72 43

Schmuck - Tafelsilber - kirchl. Geräte